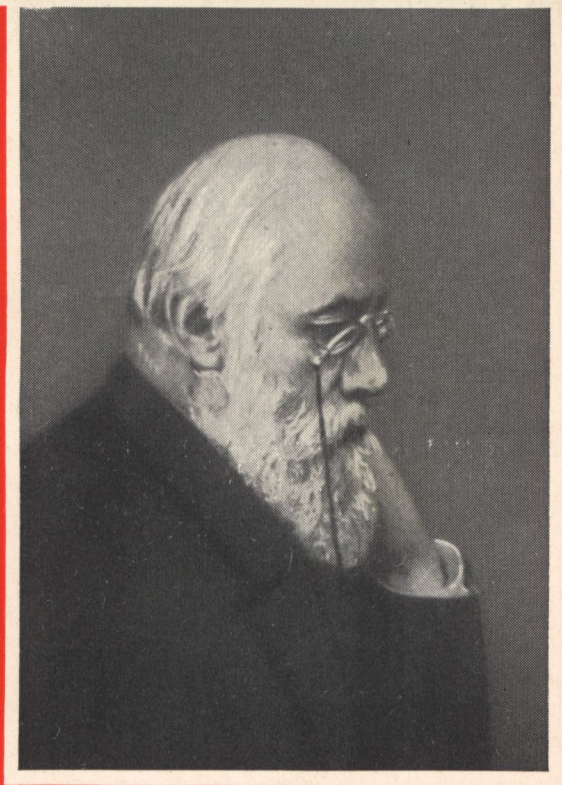


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Ernst Bunke

Carl Heinrich Rappard

Ein Zeuge Jesu Christi



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Carl Heinrich Rappard

gehört zu den großen Gestalten der Christenheit und hat die Entwicklung christlichen Lebens energisch und tief beeinflußt. Sein Name ist mit St. Chrischona bei Basel und der Geschichte der Pilgermission unlösbar verknüpft. Sein Einfluß reicht nicht nur in das Gebiet, das er bereist hat von den Steppen Südrußlands bis zu den Wüsten von Texas, sondern noch weit darüber hinaus. Von besonderer Bedeutung war sein Einfluß auch für die Evangelisationsbewegung. Vom Rheinland und vom Wuppertal her gehen mannigfache Fäden zu Rappard und nach St. Chrischona. Von all diesen für das christliche Leben bedeutungsvollen Beziehungen und Vorgängen erzählt dies Buch, das uns das Wesen, Leben und Wirken eines gottinnigen, gesegneten Christen in schlichter, feiner Weise schildert.

Ein- und zweiundvierzigster Band
der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Carl Heinrich Rappard

Ein Zeuge Jesu Christi

Von

Ernst Bunte

5. Auflage



Brunnen-Verlag, Gießen und Basel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Pilgermission St. Christophora	7
Das Vaterhaus	12
In der Schule des Meisters	18
Die erste Probe	25
Die Lebensgefährtin	30
Auf St. Christophora	37
Heiligung durch den Glauben	44
Der Evangelist	49
Ausbreitung der Pilgermission	56
Der Leiter der Pilgermission	66
Der Blick für Gottes Reich	71
Freud und Leid in der Familie	76
Eben-Ezer	81
Die reife Ähre	87
Ausblick	91

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1953 by Brunnen-Verlag, Gießen

Druck: Omnithpie-Gesellschaft Nachf. Leopold Zehnall, Stuttgart

Vorwort

Ich denke der alten Zeit.

Pf. 77, 6.

Ein Jahrhundert ist dahingegangen, seit der gesegnete Inspektor der Pilgermission zu St. Christophona, Carl Heinrich Rappard, am 26. Dezember 1837 geboren wurde. Seit seinem Heimgang sind 28 Jahre verstrichen. Wer kennt ihn noch? Aber er ist es wert, daß auch das heutige Geschlecht von ihm hört und sich erzählen läßt von einem, der ihn noch gekannt hat.

Noch steht Inspektor Rappard vor meinem Auge, der hochgewachsene Mann mit dem weißen Haar, der Krone der Ehre, und dem Schmuck des wallenden weißen Bartes, wie er in die Konferenz der Berliner Stadtmission trat. Seine Brüder, die er in dies Missionswerk entsandt hatte, wollte er grüßen und die andern Arbeiter und Arbeiterinnen durch sein Zeugnis von Jesus Christus stärken. Ich konnte es verstehen, daß die Christophonabrüder der Stadtmission an ihm hingen und von der Zeit ihrer Ausbildung unter seiner Leitung mit Begeisterung sprachen. Was lag näher, als daß ich bei meiner Anwesenheit in Basel mich aufmachte, um Inspektor Rappard und St. Christophona, die Stätte seiner Wirksamkeit, zu besuchen. Ich denke der alten

Zeit, es ist ein Menschenalter her. Es war ein heißer Sommertag. Von Riehen aus stieg ich aufwärts durch den hohen Buchenwald und vergoß manchen Tropfen Schweiß, bis ich oben anlangte und von der Mauer des Kirchplatzes die herrliche Aussicht auf Berge und Täler, auf Wald und Feld freudig genießen konnte. Im Sommer sind die Brüder bei der Arbeit auf dem Felde. Aber ich sah sie beim Mittagmahl im großen Speisesaal und bekam den Platz neben Inspektor Rappard, der in seiner sächlichen Würde als Hausvater unter den Brüdern waltete. Unvergessen stand der Tag mit seinen Erlebnissen in meinem Gedächtnis geschrieben. Ich ahnte nicht, daß ich noch einmal in nähere Beziehung zu St. Christophona, dem Lebenswerke Rappards, treten würde. Aber durch Gottes Fügung ist es geschehen, daß ich in den Jahren 1935 und 1936 die Vertretung eines theologischen Lehrers auf St. Christophona überkam und nun das Werk gründlich kennen lernte. Da sah ich, daß die Grundsätze, die Inspektor Rappard aufgestellt und befolgt hatte, noch galten und sich bewährten. So vermochte ich die Bedeutung des treuen Zeugen besser noch als vorher zu würdigen.

Möge die folgende Darstellung sein Andenken erneuern und die Leser zum Glauben an den Herrn Jesus Christus ermuntern.

Ernst Bunk e.

1937

Die Pilgermission zu St. Chrschona

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn.
Matth. 13, 31.

Als Inspektor C. H. Rappard sein Amt zu St. Chrschona im Jahre 1868 antrat, ging die Zeit der geringen Dinge für die Pilgermission zu Ende. Aber es wäre undankbar gegen Gottes gnädiges Walten, von dem zu schweigen, was der Herr zuvor an jener Stätte getan hatte.

Wahrlich wenn irgendwo, so ist zu St. Chrschona wahr geworden, was der Heiland als Gesetz des Reiches Gottes hingestellt hat. Das kleine Senfkorn schlägt Wurzel, wächst und wächst, bis es ein Baum wird. Spricht man mit Recht von der Strohütte des Rauhen Hauses zu Hamburg, in der Johann Hinrich Wichern sein Rettungswerk der Inneren Mission begann, und von dem Gartenhäuschen in Kaiserswerth, wo der weibliche Liebesdienst durch Theodor Fliedner seinen Anfang nahm, so darf man als drittes Beispiel für die Senfkornart des Reiches Gottes mit Recht St. Chrschona nennen. In einer verfallenen Kapelle fing die Pilgermission an. Ein weltweites Missionswerk ist daraus geworden. Wer heute durch das würdig geschmückte Kirchlein hindurchschreitet, kann es sich kaum vorstellen, wie kümmerlich es bei der Gründung am 8. März 1840 zuging.

Auf lichter Bergeshöhe mit dem Rundblick auf Jura, Alpen, Vogesen und Schwarzwald war im Mittelalter eine Wallfahrtskapelle zu Ehren der angeblich dort begrabenen Heiligen Christiana (St. Chrschona) erbaut. Sie gehörte zu der eineinhalb Wegstunden entfernten Stadt Basel. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken hat sie verwüstet. Es fanden ab und zu noch Gottesdienste in ihr statt, aber unter den dürftigsten Verhältnissen. Land-

streicher und Schmuggler fanden daselbst ihr nächtliches Unterkommen. Nur die Natur hatte ihre Herrlichkeit bewahrt. Von ihr ergriffen hatte Dekan Bahnmeier aus Kirchheim (Württemberg) an seinen Schwager Spittler geschrieben: „Ergreift irgend eine sinnliche Spekulation früher oder später des (neben der Kapelle liegenden) Gutes, so wird diese herrliche Stelle einst noch zum Tummelplatz niedriger Lüste, als gemeiner Belustigungsort umgeschaffen, die Kirche niedergerissen oder in einen Tempel ganz anderer Bestimmung verwandelt . . . Die lieben Baseler Christen sollten dies Kleinod ihrer Gegend erwerben, damit für Gottes Reich auf irgend eine Art wuchern und es ja nicht hinauslassen (aufschieben), bis der Arge davon Besitz ergreift für seine Zwecke.“

Christian Friedrich Spittler, der Sekretär der „Deutschen Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ war der Mann dazu, diesen Wunsch zu verwirklichen, ein Mann des Glaubens und Gebets, unermüdet in immer neuen Plänen zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Er suchte schon lange einen Platz zur Ausbildung von Pilgermissionaren, gläubigen Handwerkern, die in Gottes Wort und christlicher Lebenshaltung geschult, auf der Wanderschaft ihrem Handwerk obliegen, aber zugleich die göttliche Wahrheit ihren Mitmenschen nahebringen sollten. Mehrere Versuche waren schon gescheitert. Jetzt endlich glaubte Spittler die richtige Stelle für die Pilgermission in jener Kapelle gefunden zu haben. Sie war Eigentum des Staates. Eine Eingabe war erfolgreich. Der Bescheid lautete: „Die Regierung sorgt fortan nur für den Unterhalt des Dachs und der Mauern. Der Übernehmer des Kirchleins, Spittler, hat die innere Wiederherstellung und Einrichtung ganz auf seine Kosten auszuführen. Um das Eigentumsrecht des Staates zu wahren, wird eine jähr-

liche Miete von 5 Fr. festgesetzt.“ Nun konnte die Arbeit beginnen.

Am 7. Februar 1840 fing der erste künftige Pilgermissionar und „Chriſchonabruder“ Joseph Mohr, später Missionsarbeiter in Afrika, an, Schutt und Schmutz aus der Kapelle und ihrer Sakristei auszuräumen. Er wohnte zunächst in dem daneben stehenden Bauernhause und half dem Bauern bei der Arbeit.

Am 8. März 1840, wie schon oben angegeben, stiegen der ehrwürdige Vater Spittler, seine Pfliegerochter Fräulein Susette Spittler und Schreinermeister Epple in der Morgenfrühe vom Rheinufer aus zu der halbverfallenen Chriſchonakapelle hinauf. Durch das öde Schiff der Kirche schritten sie hindurch in den ebenso verwüsteten hohen gotischen Chor, von da in die Sakristei. Wie überwältigend drängte sich allen die Wahrnehmung auf von der großen und vielen Arbeit, die es kosten mußte, um aus dem völlig verwahrlosten Kirchlein wieder ein würdiges Gotteshaus und eine Pflanzstätte christlichen Lebens zu machen. Noch ungleich schwerer aber mochte ihnen die geistliche Aufgabe erscheinen. Konnte der Versuch gelingen, junge Männer aus dem Handwerkerstande zu brauchbaren Evangelisten für das Volk heranzubilden? Woher sollten die Leute kommen? Woher die Geldmittel? Sie hatten ja nichts, keinen Fonds, keinen Vorrat, keine Versprechungen, wenig Ermutigung von außen. Ja, aber sie hatten ihren Gott. Sie hatten den von ihm geweckten Trieb, etwas zu tun zur Verbreitung seiner Erkenntnis in den Herzen des Volkes. Sie hatten sein Wort und seine Verheißungen. Und tief durchdrungen von ihrer großen Bedürftigkeit und dem Reichtum ihres Gottes knieten sie mit Br. Mohr in der Sakristei nieder und weihten aufs neue das so lange dem Verfall preisgegebene Gotteshaus, samt dem Werke,

das sie darin zu beginnen gedachten, dem Herrn, der sie zu seinen Knechten und Werkzeugen erwählt und erkauft hatte. So hat Fr. Spittler später davon berichtet.

Dem so ärmlichen Anfang entsprach auch in den ersten Zeiten der Fortgang. Es stellten sich Brüder ein, aber sie hatten noch keinen Lehrer, sondern mußten sich selber aus Gottes Wort weiterbilden. Sie mußten ihre Nahrung sich selber bereiten. Im Erdgeschoß des Turmes war der Speiseraum, an einer Seite war die Küche. Dafür gruben die Brüder zur Aufbewahrung der Speisen ein Kellerloch. Vater Spittler wollte die Brüder in großer Einfachheit halten und in der Selbstverleugnung üben, damit sie für den Missionsdienst tüchtig würden. Sie drehten Knöpfe aus Knochen, flochten Körbe, arbeiteten im Garten und Feld, suchten Beeren, trachteten ihr Brot selbst zu verdienen und wurden dabei manchmal nicht satt. Als sie Vorsteher und Lehrer bekamen, haben diese mit den Brüdern in der Selbstverleugnung gewetteifert. Zwei Pfarrer haben kurz hinter einander den Brüdern gedient und erhielten als Wohn- und Schlafraum eine enge Turmstube. Die Lehrer, die ihnen zur Seite standen — unter ihnen der nachher berühmt gewordene Gründer des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem Ludwig Schneller — erhielten ebenfalls eine Turmstube. Die Brüder aber schliefen in Turmwinkeln und später im Bodenraum über dem Kirchenschiff. Dort oben erhielten sie auch ihren Unterricht. Als sich endlich eine bejahrte Jungfrau gefunden hatte, die den Brüdern das Kochen abnahm, mußte sie auch ihren Schlafraum haben. Da ließ Schneller in seiner eigenen Stube in halber Höhe eine hölzerne Decke ziehen. Es mußte gehen, und es ging. Auch der dritte Vorsteher, Kaplan Schlienz, ein wegen Krankheit aus dem Dienst geschiedener Missionar, zog in die Turmstube ein und hat dort bis zu seinem Tode 21 Jahre in

großer Bescheidenheit seinen aufopfernden Dienst getan. Die stärkende Bergluft hat ihn gesund gemacht.

Trotz der ärmlichen Verhältnisse wuchs die Zahl der Brüder. Nicht alle hielten aus. Die es aber taten, standen unter dem ständigen Einfluß des göttlichen Wortes, in dem gegenseitigen Dienst der Gemeinschaft untereinander, in der Übung des Gebets — einsam und gemeinsam —, in der Schule selbstverleugnender Arbeit und bei dem allen in der Zucht des heiligen Geistes. So wurden sie brauchbare Werkzeuge zum Missionsdienst in aller Welt. Sie wurden gerufen und gesandt nach Amerika zur geistlichen Versorgung der ausgewanderten Deutschen, nach dem heiligen Lande, nach Abessinien, aber auch in die Nähe nach der Schweiz, nach Baden und anderen Ländern. Durch Freunde aus England wurde Spittler instandgesetzt, auch die äußeren Verhältnisse allmählich zu bessern. Das Bauerngut um St. Christophona wurde aufgekauft, ein größeres Gebäude unterhalb des Berges für die inzwischen eingerichtete Buchdruckerei und für die landwirtschaftlichen Kräfte — heute Schwesternhaus — erbaut, neben das Kirchlein ein Brüderhaus mit Speisesaal, Küche, Lehrsälen gestellt — später um das Doppelte erweitert, heute „Alte Heimat“ — und auch für die Lehrerfamilien in einem besonderen Bau — Kirchheim — gesorgt.

Daher konnte Vater Spittler nach 25 Jahren — also 1865 — einen dankbaren Rückblick auf Gottes Führungen werfen, der seine Gebete erhört und immer wieder durchgeholfen hatte. Sein Bekenntnis lautete: „Ich hab's nicht gemacht; der Herr hat es getan. Es ist sein Werk. Er hat es aus nichts gemacht. Ich kann ihm nicht genug danken, daß ich dabei ein Handlanger sein durfte.“ Nicht weniger als 250 Pilgermissionare waren von St. Christophona ausgegangen, und der Herr hatte ihren Dienst gesegnet. Aus

dem Senfkorn war schon ein ansehnliches Bäumchen geworden.

Aber kurz danach kam die allerschwerste Heimsuchung. Vater Spittler hatte den weitausschauenden Plan einer Apostelstraße von Missionsstationen, angefangen in Alexandrien bis nach Abessinien und Gallaland, begonnen ins Werk zu setzen. Die englische Unterstützung ließ nach und blieb aus. Eine große Schuld entstand. Spittler starb am 8. Dezember 1867 im festen Glauben an seinen Erlöser. Der damalige theologische Lehrer P. Dölter wollte die Glaubensrichtung der Pilgermission ändern. Sie sollte nicht mehr allen evangelischen Kirchen dienen, sondern nur noch lutherischen. Das lehnte das Komitee ab. So legte P. Dölter sein Amt nieder. Kaplan Schlienz aber starb am 26. April 1868, acht Tage später, nachdem jener die Anstalt verlassen hatte. Der Hausvater Kessler erkrankte gleichzeitig schwer und mußte der Anstalt auf Monate hinaus fern bleiben. Ein englischer Geistlicher half vorübergehend im Unterricht aus. Es schien, als gehe es mit der Pilgermission zu Ende.

Aber Gott hat das inständige Gebet des treuen Kaplans Schlienz „Meister, laß dein Werk nicht liegen!“ erhört und hatte den Mann schon zubereitet, der die Pilgermission durch die Notzeit hindurch und auf die Höhe führen sollte, Carl Heinrich Rappard.

Wir wenden uns nunmehr dessen Lebensgang und Lebenswerk zu.

Das Vaterhaus

Weil du von Kind auf die Heilige Schrift weisť.
2. Tim. 3, 15.

Nicht immer ist es so offenbar, was ein Mensch seinem Vaterhause verdankt, wie bei Inspektor Rappard. Er hatte in beiden Eltern Vorbilder des Glaubens, die ihm sein

Leben lang vor Augen standen. Sein Vater, Carl August Rappard, hatte eine eigenartige Lebensführung aufzuweisen. Dessen Vater war Pfarrer in Neukirchen bei Mörs am Niederrhein gewesen, in rationalistischen Anschauungen aufgewachsen und geblieben. Aber der Sohn Carl August hatte auf der Universität Halle den berühmten Professor Tholuck gehört und hatte dann in Tübingen einen Freundeskreis gefunden, wo der in Halle erwachte Glaube zur Entschiedenheit gelangte. Die heilige Schrift wurde für ihn die Quelle eines entschlossenen Glaubenslebens. Seine Predigt als Vikar in Repelen am Niederrhein zündete. Es geschahen Bekehrungen zum Glauben an die Erlösung durch den gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus. Die kirchlichen Zustände sah der junge Vikar so wenig in Übereinstimmung mit der heiligen Schrift, daß er auf die kirchliche Laufbahn verzichtete. Er zog aus, um Christen zu suchen, die in der Nachfolge des Heilandes der Welt den Rücken kehrten. Er fand sie in der Schweiz, wo er sich als Hauslehrer, eine Zeitlang auch als Uhrmacher den Lebensunterhalt verdiente. Nach anfänglichen Enttäuschungen und späteren herrlichen Erfahrungen gründete er sein eigenes Heim in Giez im Kanton Waadt. Seine Frau wurde die jugendliche Marie de Rham, die mit ihrer Mutter in der großen Erweckung damaliger Zeit zu gleicher Entschlossenheit des Glaubens an den gekreuzigten Heiland durchgedrungen war. Nun war C. A. Rappard Landwirt geworden. Das war ihm gerade recht. Er hielt diesen Beruf für besonders angemessen, weil er der von Gott geschaffenen Natur am nächsten war. Er meinte auch nach dem Vorbilde des Apostels Paulus, sein Brot selber verdienen zu müssen, auch wenn er in der Versammlung das Wort Gottes auslegte. Hier in Giez wurde am 26. Dezember 1837 der älteste Sohn Carl Heinrich geboren und kurze Zeit nach der

Geburt von dem Vater durch Untertauchen getauft. Er tat es nicht als Pfarrer, sondern als Vater. Denn er bewegte sich in urchristlichen Gedankengängen. Carl Heinrich war der erste von zwölf Geschwistern. Die Kinder wuchsen heran, und der Vater glaubte zu bemerken, daß ihr Heim dort in Giez der Welt zu nahe liege und die Kinder ihr mehr zuneigten, als ihm gut schien. Er wünschte daher in größte Abgeschiedenheit zu gelangen. Seine Frau und deren gleichgesinnte Mutter stimmten zu. So wurde das Gut Löwenstein bei Schaffhausen angekauft und im Oktober 1845 bezogen. Hier hielt der Vater für die ganze Hausgemeinde, Erwachsene und Kinder, die täglichen Hausandachten mit Auslegung der heiligen Schrift. Hier gab er selber den Kindern Unterricht und breitete sein reiches Wissen vor ihnen aus. Natürlich zog er auch andre Lehrkräfte aus Schaffhausen heran. Mit ganzem Ernste suchten die Eltern nach dem Worte des Herrn zu leben und die Welt von sich und ihrem Hause fern zu halten. Das wurde später anders durch den bekannten Missionar Hebiß, der nach segensreicher Wirksamkeit in Indien nun noch in der Schweiz und in Süddeutschland Versammlungen hielt und vielen einen Anstoß zur ewigen Bewegung gab. Dieser überzeugte den Vater Rappard davon, daß es nicht richtig sei, sich und die Seinen so von der Welt abzuschließen, daß man vielmehr Gemeinschaft mit andern Gotteskindern pflegen und die Botschaft des Heils in die Welt hineintragen müsse. So fand die Familie wieder Anschluß an die Kirche, und schließlich willigte Vater Rappard auch ein, daß für die Familie das schweizerische Bürgerrecht erworben würde. Bis dahin hatte er auf alles irdische Heimatrecht verzichtet, da die wahre Heimat der Christen im Himmel sei.

In einem solchen Vaterhause wuchs Carl Heinrich auf. Die heilige Schrift wurde seine geistige Speise von früher

Jugend an. Gewiß haben die Kinder bei weitem nicht alles verstanden, was der Vater aus Gottes Wort ihnen vortrug. Sicherlich haben sie manches Mal gewünscht, daß die Andacht kürzer wäre. Unter ähnlichen Verhältnissen haben sich heranwachsende Kinder nicht selten von den väterlichen Anschauungen abgewandt. Aber der Eindruck dieses ganzen Christen und seiner gleichgesinnten Gattin war bei den Kindern des Hauses Rappard so stark, daß der Geist des Widerstrebens nicht aufkam und der Zug des Heiligen Geistes die Übermacht hatte. Vater Rappard hat auf die Geseßespredigt besonderen Nachdruck gelegt und den ganzen Ernst des göttlichen Willens verkündigt. Der Sohn hat später einmal geäußert: er habe lange den Herrn Jesus nur gekannt als den Mann, der alles Scheinwesen und alle Heuchelei straft, und erst später habe er ihn kennen gelernt als den Mann, der die Sünder liebt und selig macht. Der Vater hat selber gewußt, daß erst diese Botschaft das Herz mit Freude erfüllt, aber er wollte zunächst mit des Geseßes Hammer die Herzen zerschlagen. Er sagte selbst wohl zu den Kindern: „Ach Kinder, wenn ihr nur innerlich einmal weiter kämet, da könnte ich euch so süße und herrliche Dinge sagen.“ Aber auch so arbeitete Gottes Wort an unserm Carl Heinrich. In ihm erwachte ganz allmählich die Überzeugung, daß seine Stellung zu Gott nicht richtig sei. Er fühlte sich fern von ihm, kalt, gleichgültig, tot. Da erinnerte er sich plötzlich des Wortes: „So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten (Luk. 11, 13).“ Das Wort packte ihn so, daß er an einem verborgenen Plätzchen niederkniete und betete: „Vater im Himmel, meine Eltern haben mir ja gern alles Gute gegeben, so gib denn du mir deinen Heiligen Geist, wie du es verheißten hast.“ Er machte

in diesem Augenblick keine besondere Erfahrung, aber es war der Anfang eines bewußten Glaubens- und Gebetslebens.

Vater Rappard hat aber seine Kinder nicht nur geistig und geistlich zu bilden gesucht. Die Söhne mußten auch die Feldarbeit lernen, und der älteste wurde natürlich am stärksten herangezogen. Nichts wurde ihm erspart. Unter Anleitung eines Knechtes lernte er pflügen, säen, mähen, ernten und was sonst an Arbeit zu tun war. Das ist den heranwachsenden Knaben oft nicht leicht geworden, aber es hat ihren Willen gestählt. Als die Kinderschar weiter heranwuchs, gab das kleine Gut Löwenstein nicht mehr genug Gelegenheit zur Landarbeit für alle. Der Vater kaufte daher das Landgut Iben bei Stein am Rhein und übergab es den ältesten vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, zur Bewirtschaftung. Es war landschaftlich wundervoll gelegen und hatte auch guten Acker. Die mühsame Arbeit brachte ihren Lohn, und Heinrich gewann die Landarbeit immer lieber. Der Verkehr mit dem Vaterhause Löwenstein war lebhaft, und die reichliche Darbietung von Gottes Wort hatte schon früher in Heinrich den Wunsch erweckt, Theologie zu studieren. Darein hatte der Vater aber nicht gewilligt, weil er für seinen Sohn Gefahr von der oft so ungeistlich betriebenen Wissenschaft befürchtete. Der Sohn hat sich in Ehrerbietung gegen den Vater gefügt, weil er von dessen Liebe überzeugt war und die reichere Erfahrung anerkannte. Aber im Inneren blieb doch der Trieb lebendig, bis er im Jahre 1860 durchbrach. Während er auf dem herbstlichen Acker von Iben Weizen säte, überkam es ihn mit wunderbarer Gewalt: „So sollst du den unvergänglichen Samen des Wortes Gottes austreuen in die Herzen der Menschen.“ Als er dem Vater davon Kenntnis gab, hat dieser

sich nicht mehr geweigert, dem Wunsche des Sohnes zu entsprechen. Er erkannte die göttliche Führung und tat nun, was er konnte, um den Wunsch des Sohnes zu erfüllen. Am geeignetsten erschien dem Vater die Ausbildung Heinrichs in der Pilgermission St. Christophona, weil dort fleißig Gottes Wort betrieben würde, ohne die Abirrung in eine kritische Behandlung der Bibel. Auch ist dort die Ausbildung mit praktischer Feldarbeit verbunden. Gerade das gefiel dem Vater. Die Vorbereitungen für den Eintritt in die Pilgermission wurden also getroffen. Die alte Großmutter de Rham, die mit der Familie Rappard nach Löwenstein gezogen war, freute sich des Entschlusses ihres ältesten Enkels, aber ihre Stunde war gekommen. Am Heiligen Abend entschlief sie. Kinder und Enkel waren um sie versammelt. Unvergesslich war den Kindern ihr letztes Zeugnis: „Im Angesicht des Todes sage ich euch, daß der Glaube eine Realität ist.“ Und etwas später: „Ich werde den sehen, an den ich geglaubt habe. Lasset uns den Blick fest richten auf das Kreuz.“ Heinrich war nun 23 Jahre alt. An seiner hochgewachsenen Gestalt mit der vornehmen Haltung merkte man den Sproß aus dem alten Adelsgeschlechte der Rapperts von Rappertweiler, das später aus der Schweiz nach Deutschland ausgewandert war und seinen Namen geändert hatte. Eine Altersgenossin erzählt von dem Eindruck des jungen Mannes: „Meine Eltern haben stets mit Bewunderung von ihm gesprochen in jenen Jahren, da er mit seinem Wagen hie und da vor unserer Tür hielt, um jemand nach dem Löwenstein abzuholen. So bescheiden und dienstbereit und doch wie ein verkappter Prinz.“ Der Segen des Vaterhauses begleitete den jungen Mann. Gottes Gnade hatte ihn an Leib und Seele gesund heranwachsen lassen und ihm auch das Beste geschenkt, die Erkenntnis des Heils. Sein Lebensweg nahm nun die entscheidende

Wendung. Er trat in den Dienst des göttlichen Meisters. Was er in der Jugend schon in sich aufgenommen hatte, das war und blieb sein köstlicher Besitz bis ins hohe Alter, die Bibel. Das Wort Gottes ging ihm über alles.

In der Schule des Meisters

Alles, was ihr tut, das tut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen. Kol. 3, 23.

Der junge Rappard trat 1861 auf St. Christophona in ärmliche Verhältnisse ein, wie sie in dem früheren Abschnitt geschildert sind. Aber es focht ihn nicht an. Er wollte ja dem Herrn Christus dienen, der auch in Armut und Niedrigkeit seinen Lebensweg gegangen war. Die Schlafstätte war lange in dem engen Estrichraum über dem Chor der Kirche. Bei schönem Wetter war das Erwachen beglückt durch die Fernsicht nach den weißen Häuptern der Alpen. Aber im Winter war es doch ungemütlich kalt. Erst später ist dann infolge der Bauten auch die Schlafstätte freundlicher geworden. Dem Unterricht in der Heiligen Schrift und in den andern Fächern widmete sich „Bruder“ Rappard mit großem Eifer. Eine Zeitlang hat er mit dem befreundeten Lehrer Keßler mit besonderem Eifer Englisch betrieben. Dazu stand er schon früh um 4 oder 4^{1/2} Uhr auf. Für ihn als den bisherigen Landmann war solches Frühaufstehen nichts Ungeheuerliches. Seine Lehrer erkannten den Eifer des jungen Mannes an und schätzten ihn hoch, aber nicht nur deswegen, sondern vor allem, weil er auch als Charakter sich unter seinen Mitbrüdern auszeichnete. Er war nicht nur durch seine hohe Gestalt unter ihnen eine überragende Erscheinung. Obgleich er den meisten geistig überlegen war, so hat er sie es doch nicht fühlen lassen. Er stellte sich nicht über sie, sondern blieb in der Demut. Deswegen nahmen sie es auch willig an, wenn er

sie mit Ernst ermahnte. Auch in der praktischen Arbeit ging er stets mit gutem Beispiel voran. Besonders zur Erntezeit zeigte es sich, wie sehr ihm seine frühere Arbeit in der Landwirtschaft zugute kam. Das Mähen ging ihm leicht von der Hand. Aber ebenso war er auch bereit zum Küchendienst, wenn er gleich hier sich weniger auszeichnete, wovon wir noch hören werden. Sie haben ihn alle lieb gehabt, die mit ihm zusammen lebten. So ernst er es nahm, so konnte er doch auch von Herzen fröhlich sein. Aber die Hauptsache ist mit dem allen noch nicht gesagt. Das war das Wachstum am inneren Menschen. Davon geben Zeugnis die Tagebücher, die er während der Anstaltszeit geführt hat, und die Briefe, die er den Seinen gesandt hat. Daß er ein armer Sünder sei, aber durch den Herrn Jesus Christus begnadigt, das war seine Überzeugung, die ihn in die Schule des Meisters geführt hat. Aber nun galt es, diese Überzeugung nach allen Richtungen zu befestigen, zu vertiefen und auszuleben.

In der Selbsterkenntnis führte ihn sein Herr weiter. Wir lesen folgende Sätze in einem Briefe an seine Schwester: „Du fragst mich, ob ich auf St. Christophona im geistlichen Leben mehr Fortschritte mache als auf Iben. Ich muß dir antworten, daß ich mehr zu überwinden habe und daß ich meine Schwachheit und Untüchtigkeit viel mehr fühle. Aber ich verliere den Mut nicht; denn gerade diese innere Armut treibt mich zum Herrn immer und immer wieder.“

Im Tagebuch lesen wir: „Ich bin diese Woche während des Küchendienstes mehrere Male recht gedemütigt worden, weil ich mich in kleinen Dingen habe gehen lassen. O, wie elend sind doch wir Menschen und besonders ich! Lieber Heiland, der du gehorsam gewesen bist und alles überwunden hast, überwinde in mir meinen eigenen Willen, meine Ichheit, auf daß du selbst in mir herrschest.“

Ein ander Mal: „Es gibt in diesen Tagen Augenblicke, wo ich es ahnen kann, was Christus einer Seele sein kann und sein soll. Mein Herz wallt auf in meiner Brust, wenn ich von ihm lese, zu ihm bete; es ist freilich noch schwankend, aber doch weiß ich, ich habe den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält. Als ich noch auf Iben meinen Samen ausstreute, da war mein Gedanke: O, wieviel schöner ist es, den Samen des Evangeliums auszustreuen als das vergängliche irdische Brot! Mein Heiland, du erhörtest meine Bitte, obgleich unbewußt viel Unlauteres dabei war. Nun ist mein Beten und Flehen von dir gewirkt: Ach, daß ich ein ganzer rechtschaffener Christ, ein treuer Jünger Jesu Christi werden möchte, der voll ist von seinem Herrn, in dem die Welt keinen Platz mehr hat und der auf Menschenehre nichts mehr gibt.“

Bruder Rappard hat sich auch seinen Mitbrüdern gegenüber verantwortlich gefühlt. Bei einem Besuch in Beuggen hatte ihn Inspektor Zeller gefragt, wie es unter den Zöglingen auf St. Christophona gehe. Er antwortete, es sei ein guter Geist im Brüderkreis, die Mehrzahl der Brüder seien aufrichtige Christen, und die unlauteren kommen nicht auf. Dazu heißt es im Tagebuch: „Meister, der du Augen hast wie Feuerflammen. Du hast gehört, was ich gesagt habe. O Herr, habe ich gelogen? Mein Herz ist in Angst. Mein brünstiges Gebet ist: Laß wahr sein, wahr werden und wahr bleiben, daß du hier Arbeiter erziehst, die laufen und den Lauf vollenden.“

Eine andere Eintragung: „Ich habe angefangen, mit jedem Bruder der 3. (damals jüngsten) Klasse zu beten. O Herr, höre unsere Gebete. Daß wir rechte Knechte Gottes, wahre Jünger werden.“

Wieder eine Eintragung: „Was ich mit Inbrunst begehre, das ist: die erste Liebe, die der Herr bei den Seinen

sucht. Mein Gott, bewahre mich, daß ich kein Gewohnheitsarbeiter werde. In mir selbst habe ich nichts, habe keine besonderen Gaben. Ich lebe von lauter Gnade, und ich will immer besser lernen, in Jesu zu bleiben.“

Aus diesen Bekenntnissen ist ersichtlich, daß Heinrich Rappard ein Gebetsleben geführt hat, wie man es allen jungen Arbeitern im Reiche Gottes wünschen möchte. Auch in den äußeren Dingen war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß er alles dem Herrn im Gebet vortrug.

Sein Freund Bauder erzählt: „Mit seinem Gott und Heiland stand Heinrich Rappard auf vertrautem Fuß und konnte in kindlicher Einfachheit und Zuversicht seine Bitten aussprechen. So erinnere ich mich sehr gut, wie er einst mehrere Tage an heftigen Zahnschmerzen litt, und als er dachte, es könnte jetzt genug sein, ganz direkt den Heiland bat: ‚Herr, nimm das Zahnweh von mir, es hindert mich so sehr an der Arbeit.‘ Der Herr gewährte ihm seine Bitte sofort. Voll Freude teilte er mir das Erlebnis mit.“

In kleinen und großen Anliegen durfte Heinrich das Eingreifen Gottes noch oft erfahren, und das stärkte seinen Glauben. Von Gott erbitten, von Gott annehmen und dann kindlich herzlich Gott danken, das war so seine wohlthuende und vor Hochmut bewahrende Eigenart.

Die älteren Brüder auf Chrißona wurden zur Missionsarbeit in den umliegenden Orten herangezogen. Sonntag für Sonntag eilten sie in die benachbarten Orte der Schweiz und des badischen Landes, um da und dort, wo man sie begehrte, das Wort Gottes zu verkündigen. Es geschah oft in den einfachsten Räumen. In einem badischen Bergdorf gab es weder Lampen noch Kerzen, flackernde Kien-späne mußten das Licht hergeben, damit Gottes Wort gelesen werden konnte.

Rappard empfand dankbare Freude, wenn es ihm in einer Versammlung gelungen war, den Herrn Jesus Christus seinen Hörern lebendig vor Augen zu stellen. Aber er war auf der Hut. Im Anschluß daran schreibt er ins Tagebuch: „Ach, Herr Jesu, schaue darein und Sorge dafür, daß in die Freude, die ich nach gehaltenen Vorträgen empfinde, kein Hochmut sich einschleiche.“ Das gleiche Anliegen drückt er aus in folgenden Sätzen: „Gestern abend besuchte ich eine arme Familie und empfand dabei viel Freude. Es liegt in dem Besuche machen bei Armen, in dem Mitteilen, wobei man so gut erscheint und so hoch geachtet ist, etwas, was dem natürlichen Menschen sehr gut gefällt. Das fühlte ich. Es muß auch dieses geheiligt sein durch den beständigen Glaubens- und Liebesblick auf Jesus.“ Er erkannte auch die Gefahr, die in dem ausschließlichen Verkehr mit gleichgesinnten Menschen liegt: „Ich will es nie vergessen, daß man im Zustande eines innigen seligen Gemeinschaftslebens mit dem Herrn allmählich in einen unbewußten geistlichen Hochmut kommen kann. Ach, Herr, ich klein und immer kleiner; du groß und immer größer in mir.“

Wir sehen aus diesen Zeugnissen, wie Rappard in der Schule des Meisters Fortschritte gemacht hat.

Die Christona-Zeit war eine Segenszeit für Heinrich Rappard. Am 14. August 1864 wurde er mit zehn andern Brüdern für den Dienst des Herrn eingesegnet. Auch sein Vater hat ihm dabei die Hand aufgelegt, ernste Worte an die versammelte Gemeinde gerichtet und seines Sohnes Zeugnis gehört, der für die Unterweisung in Gottes Wort seine tiefe Dankbarkeit aussprach und gelobte, durch Gottes Gnade an dem Wort des Zeugnisses festzuhalten bis in den Tod.

Vater Rappard hatte den Wunsch ausgesprochen, und das Komitee hatte ihn gebilligt, daß Heinrich zu seiner Vor-

bereitung auf den Missionsdienst eine Zeitlang nach England gehen sollte. Das ist von großer Bedeutung geworden für die nächste und spätere Zukunft. Heinrich selbst schrieb dazu: „Herr Jesu, leite du alles! Denn was die Menschen über mich beschließen, will ich aus deiner Hand annehmen. Ich kann nur glücklich sein auf deinem Pfade.“

Sein Eifer im Erlernen der englischen Sprache kam Rappard jetzt zugute. Sobald er Englands Boden betreten hatte, schrieb er in englischer Sprache. Es würde zu weit führen, seinen Weg im einzelnen zu verfolgen und die Begegnungen mit bekannten Gottesmännern aufzuzählen. Aber dies sei erwähnt, daß er sogleich anfang, auch in England mit dem Worte zu dienen. Der christliche Arzt in Manchester, an den er empfohlen war, erlaubte ihm den Eintritt ins Krankenhaus und gab ihm Gelegenheit, durch Wort und Gebet den Kranken zu dienen. Bedeutungsvoller wurde der Edinburger Aufenthalt in der Familie des Herrn Erskine Scott, mit dessen Sohn Ebenezer Heinrich sich innig befreundete. Hier hatte er Gelegenheit, auch in Kreise hineinzukommen, die ihm bisher fremd waren. Er lernte die Welt kennen, empfand aber auch den Abstand von ihr. Im Tagebuch lesen wir: „Meine Stellung ist mir oft schwer. Das Gemisch von Christentum und Welt ist nicht in der Ordnung, und ich muß manchmal davon reden. Wenn ein Maler blau mit gelb vermischt, so ist das Ergebnis grün. Wenn man Christentum mit Welt vermischt, so ist das Ergebnis Welt.“

„Ich muß jetzt schon als ein Glaubensmann wandeln, mich nicht gleich stellen den vergänglichen Sitten und Moden der Welt.“ Wiederum: „Ich hielt heute abend die Hausandacht. Ich tue es so gern und bin immer glücklich, wenn ich von Jesus reden kann. Aber Herr gib, daß ich nie meine Ehre dabei suche! Du bist der Bräutigam, nicht ich. Nicht

mir gehört die Braut, und auch ich als ein Teil der Braut gehöre dir.“ Wiederum: „Ich bin froh, daß ich nicht froh sein kann ohne meinen hochgelobten Herrn. Ich verstehe so gut, warum der Herr sein Volk mit einer Herde Schafe vergleicht. Wie ungemütlich fühlt sich ein Lamm, wenn es seinen Hirten nicht sieht und seine Stimme nicht hört.“

Rappard fand soviel Wertschätzung in diesen schottischen Kreisen, daß bei seinem Abschiede die Freunde sich verpflichteten jährlich 2000 Franken für die Missionsstation in Alexandrien aufzubringen, für die Rappard als Pilgermissionar in Aussicht genommen wurde. Der letzte Eintrag im Tagebuch auf englischem Boden lautet: „O mein Jesus, als ich vor sechs Monaten hier ankam, blickte ich auf zu dir, und du blicktest herab auf mich und hast für mich gesorgt. Nun, da ich scheide, blicke ich wieder auf zu dir, denn ich will keinen andern Bergungsort haben als dich allein.“

Im Blick auf die Arbeit in Ägypten, die ihm übertragen werden sollte, war es wünschenswert, daß Rappard die kirchliche Ordination erhielt. Sie geschah am 27. August 1865 in Leonberg (Württemberg) durch Herrn Dekan Wächter. Noch einmal kehrte er in sein Vaterhaus bei Schaffhausen zurück und schrieb von dort an seine schottischen Freunde: „Mein teurer alter Vater, meine geliebte Mutter, meine älteren Brüder und Schwestern weinten. ‚Von dir zu scheiden ist mir ein großer Schmerz‘, sagte meine Mutter. ‚Aber die Freude, meinen erstgeborenen Sohn in den Dienst Jesu geben zu dürfen, ist größer als der Schmerz, und die Tränen, die ich weine, sind Tränen der Freude.‘ Das war die Empfindung aller, und auch ich weinte vor Freude. Der Herr Jesus war in dem Augenblick ganz fühlbar in unserer Mitte.“ In Basel gab es erneuten Abschied, besonders tief hat sich die Erinnerung

an die letzten Stunden auf St. Chriſchona eingegraben. Er ſchreibt in ſein Tagebuch: „Ich durchſtreifte noch einmal die Wälder und ſuchte die Plätzchen auf, wo ich ſo oft in der Einſamkeit die Gegenwart Gottes empfunden und mit gebrochenem Herzen meine Klage vor ihm ausgeſchüttet und Vergebung und Troſt in ſeinem Blut gefunden habe.“ Der Zeuge Jeſu Chriſti, des gekreuzigten und auferſtandenen Herrn, war in der Schule des Meiſters reif geworden für ſeinen Dienſt.

Die erſte Probe

Alle Dinge ſind möglich dem, der da glaubt.
Mk. 9, 20.

Heinrich Rappard war als Pilgermiſſionar für die erſte Station der Apoſtelſtraße beſtimmt. Die St.-Matthäus-Station in Alexandrien war ſchon vorher gegründet worden; aber als er nach Alexandrien kam, fand er buchstäblich nichts davon vor. Zwei Brüder hatten vor ihm dort gearbeitet, aber keinen feſten Stützpunkt finden können. Das war nun ſeine Aufgabe. Vater Spittler hatte immer als Grundſatz der Pilgermiſſion aufgeſtellt, daß die einzelne Station womöglich ſelbſt für ihren Unterhalt und Beſtand ſorgen ſollte. Das war eine ſchwierige Aufgabe.

Zunächſt fand Rappard ſeine einſtweilige Wohnung in der deutſchen Kirche, wo in einem Abteil auf Bänken einfache Lagerſtätten bereitet waren. Er fand ſich ſtark an die ärmlichen Verhältniſſe der Chriſchona-Kirche erinnert. Aber ſolche Äußerlichkeiten berührten ihn wenig. Für die Pilgermiſſion in Ägypten gab es ein beſonderes Komitee, das ſeinen Sitz in Jeruſalem hatte. Biſchof Gobat war der Vorſitzende. Also reiſte Rappard nach Jeruſalem. Dort trug er ſeinen Plan vor: 1. eine Wohnung von mehreren Zimmern zu mieten, 2. eigenen Haushalt zu haben,

3. zwei oder drei Herren als Kostgänger aufzunehmen, 4. eine kleine Schule zu eröffnen, 5. Besuche zu machen in Häusern mit der Botschaft des Evangeliums, 6. in unseren Zimmern Bibelstunden zu halten in deutscher und französischer Sprache, 7. die arabische Sprache und wahre Theologie mit Ordnung und Fleiß zu studieren. Vor seiner Ankunft in Jerusalem hatte dort eine schreckliche Cholera-Seuche gewüthet. Im Syrischen Waisenhaus des ehemaligen Christona-Lehrers Ludwig Schneller war noch im November ein Todesfall vorgekommen. Rappard wurde ersucht, die Leichenfeier zu halten. Er wählte das Gotteswort für die Stunde: „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“ Es war ein ernstes Zeugnis. Von Jerusalem ging es zurück nach Alexandrien. Das Suchen der Wohnung war schwierig. Die Preise unerhört hoch. Schließlich wurde im arabischen Stadtteil für 4000 Franken im Jahr ein Haus gemietet. Es war viel zu teuer, aber was machen? Noch sah er Berge von Schwierigkeiten vor sich.

In seinem Tagebuch schenkt er uns Blicke in sein Herz. „Der kürzeste Tag des Jahres (21. Dezember 1865) stimmt mit der Dunkelheit in meinem Gemüt überein. Wenn mich der Herr nicht trüge, so hielt ich es nicht aus.“

Am folgenden Tage heißt es: „So vieles lastet auf meinem Herzen. Alles, was mich umgibt, stimmt mich traurig. Meine Freude ist einzig im Herrn. Es ist wirklich mein Bergungsort, auch jetzt, da ich im Dunkeln wandeln muß. O Herr, wie lange?“

Ein ander Mal schreibt er: „Mir gilt nun das Wort: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! Laufe mit Geduld in dem Kampf, der dir verordnet ist! Gern öffne ich mein Herz diesem göttlichen Willen, denn es ist dieses mein einziger Halt und die einzige Freude meines Lebens in

Alexandrien. In Umständen zu sein, die dazu beitragen, daß einer gleichsam gezwungen ist, an Gott allein Gefallen und Freude zu haben, ist nicht etwas Trauriges, wenn man es von der rechten Seite betrachtet. Deshalb will ich meinen Gott loben mit freudigem Munde.“

Am 21. Januar steht zu lesen: „Trauriger Tag für uns. Das matte Herz kann nicht anders als fragen: ‚Herr, warum?‘ Während wir Brüder in der Kirche waren, sind Diebe mittels eines Dietrichs in unsere Wohnung gedrungen, haben alle Kisten und Schubladen durchwühlt und alles Geld genommen, was wir besaßen bis auf eine kleine Summe, die G. gut verborgen hatte. Der Konsul kann nichts machen. Es heißt hier allgemein: Was in Alexandrien gestohlen wird, das bleibt gestohlen.“

Endlich begann Rappard Fuß zu fassen. Mit einem arabischen Lehrer tat er sich zusammen. Mit zehn arabischen und drei deutschen Schülern wurde im Februar 1866 eine Schule begonnen. Für den beurlaubten schottischen Pfarrer Dr. Nule übernahm Rappard die Vertretung in den englischen Predigten. Die Zahl der Schüler wuchs langsam. Die unverdroffene Arbeit fand allmählich ihren Lohn. Aber es gab noch Rückschläge genug. Bei der wachsenden Schülerzahl hatte sich Rappard seinen Freund Bauder von St. Christophona als Mitarbeiter erbeten. Als der ankam, waren gerade die Ferien zu Ende. Aber wie erschrakten die Freunde, als von den 100 Schülern nur 28 sich einstellten. Die arabischen Kinder blieben weg. Die Erkundigung ergab, daß der arabische Lehrer in den Ferien die Eltern besucht und ihnen gesagt hatte, Rappards Schule sei von der Mission gegründet und die Knaben stünden in Gefahr, Protestanten zu werden. Er werde nun eine eigene Schule eröffnen. Sie sollten die Schüler nur ihm zuschicken. So war der erste Versuch gescheitert. Nach Besprechungen mit den führenden

Kreisen der Deutschen und Schweizer wurde ein neuer Anfang gemacht und im europäischen Teil der Stadt eine Schule eröffnet. Nun ging es rascher vorwärts. Es kamen Kinder von wohlhabenderen Leuten. Öffentliche Prüfungen gewährten den Eltern Einblick in die Arbeit und ihren Erfolg. Mit der Zeit brachte man es auf 200 Schüler. Freund Bauder schrieb: „Wir hatten als Junggesellen einen großen Haushalt. Lehrer, Kaufleute, denen es in unserem Hause gefiel, und eine Anzahl Schüler, die über Mittag bei uns blieben, ergaben eine große Tischgesellschaft. Ein fröhlicher Ton würzte die Mahlzeiten. Wir waren als Pilgermissionare, die sich selbst erhalten sollten, sehr auf Sparsamkeit angewiesen. Herr Rappard hatte ein besonderes Geschick, mit wenig Geld viel auszurichten.“ So unmöglich es im Anfang schien, so war es nun doch Tatsache geworden, die St.-Matthäus-Station erhielt sich selbst. Rappard hat es erprobt: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Im Glauben war es ihm gelungen, alle Hindernisse zu überwinden. Er vergaß dabei nicht, daß er Pilgermissionar war. Predigten und Hausbesuche waren ihm die Hauptsache. Die Schule war für ihn, wie er manchmal zu sagen pflegte, was die Teppichweberei für den Apostel Paulus war: sein Existenzmittel. Doch beteiligte er sich nach wie vor am Unterricht und kümmerte sich um die Knaben und deren Eltern. Der Suezkanal war damals noch nicht gegraben. So ging die Reise nach dem Orient vielfach über Alexandrien. Die beiden Pilgermissionare hatten reichlich Gelegenheit, Gastfreundschaft zu üben, und sie haben es gern getan. Mehrmals wurde für eine ganze Familie Raum gemacht. Einmal kamen sogar mehrere unbemittelte schwäbische Familien zusammen an. Aber Liebe macht erfinderisch. In dem großen Saal, der als Speise- und Wohnzimmer diente, wurden

Seile kreuz und quer gespannt, darüber Leinentücher geheftet und auf diese Weise eine Anzahl kleiner Kammern gebildet, wo die lieben Leuten köstlich ruhten, um dann ihre Reise nach der Tempelkolonie in Palästina fortzusetzen.

Von der schottischen Missionsgesellschaft erhielt Rappard die wiederholte Anfrage, ob er nicht in ihren Dienst treten wolle. Er hätte ein schönes Arbeitsfeld und hohes Gehalt empfangen. So sehr ihn aber die Liebe und das Vertrauen freute, so war doch seine Antwort klar: „Der Herr hat mich in die Pilgermission geführt, und ohne einen bestimmten Wink von ihm werde ich sie nicht verlassen.“

In jene Zeit fielen zwei Erlebnisse, die ihn innerlich sehr bewegten. Seine Schwester Adèle, die im Heiligen Lande Missionsdienst tat, verheiratete sich mit dem Missionskaufmann Hermann in Jerusalem. So hatte er liebe Familienglieder verhältnismäßig nahe. Dann aber kam der Tag, wo ihn die Nachricht vom Heimange seines Vaters erreichte. Er schreibt ins Tagebuch: „Unvergeßlicher Tag! Tag, da die Nachricht mich traf, daß ich meinen Vater auf Erden nicht mehr sehen werde. Der Hüter meiner Jugend, der Führer meiner Seele zu Jesus, zu dem Jesus, der mein Leben geworden ist, hat das Ziel erreicht. Er ist siegreich eingegangen in das Reich seines Herrn, um in Vollkommenheit mit ihm zu herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mutter und meine zehn Geschwister umgaben sein Bett (7. Oktober 1866). Nur ich, der älteste Sohn, war fern, im fremden Lande. Aber mein Meister, mein Heiland Jesus Christus, ist bei mir.“ Das war die Quelle seiner Freudigkeit zum Dienst, von Jesus Christus zu zeugen war die Freude seines Lebens.

Die Lebensgefährtin

Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Sprüche 31, 30.

Der Junggesellenhaushalt in Alexandrien entbehrte der weiblichen Fürsorge. Wenn man den Hausvater darauf aufmerksam machte, meinte er allerdings, für eine Hausfrau wäre kein Platz, weder im Hause noch in der Zeit. Aber der Vater der Pilgermission, Herr Spittler, schrieb ihm von Basel, es würde ihn freuen, wenn die Pilgermissionsfamilie in Alexandrien eine Mutter bekäme. Mit diesem Brief erhielt Rappard also die Heiratserlaubnis von seinem Komitee, ehe er selber darauf angetragen hatte. Er beschäftigte sich ernsthaft mit dem Gedanken. Die Osterferien 1867 wollte er bei seinen Geschwistern in Jerusalem verbringen. Ehe er sich nach Jaffa einschiffte, ging er in sein Kämmerlein, kniete vor seinem Gott nieder und betete: „Herr, du weißt es, ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen, daß ich nicht schauen wolle auf eine Jungfrau. Du hast mir Gnade gegeben, den Bund zu halten. Nun ist die Zeit gekommen, da ich, auch nach der Mahnung meiner Vorgesetzten, eine Gehilfin haben sollte. Darum löse ich vor dir den Bund auf, den ich vor dir gemacht habe, und bitte dich in Einfalt: laß mich schauen die Jungfrau, die du mir bestimmt hast und mir geben willst.“ Als er in Jerusalem angekommen war, wünschte er alsbald dem Bischof seine Aufwartung zu machen. Er traf ihn auf der hohen Treppe seines Hauses, wo der ehrwürdige alte Herr allabendlich etwa eine Stunde lang sinnend und betend auf- und abzugehen pflegte. Diesmal war er nicht allein. Seine Frau und Töchter waren bei ihm. Die Familie beabsichtigte, unmittelbar nach Ostern nach England zu reisen, und man hatte schon die Arbeit des Packens und Einrichtens vollendet, um die „Stille Woche“ wirklich in der

Stille zu verleben. Der Gast aus Alexandrien wurde freundlich begrüßt. Der Abendhimmel und die Berge Moabs im Osten glühten in wunderbaren Farben. Das Auge Heinrichs ruhte auf einer der Töchter, und in seinem Herzen klang schon der Anfang des göttlichen Amens auf sein Gebet. Während der Stillen Woche hatte er manche Begegnung mit der bischöflichen Familie. Sein innerer Entschluß war gefaßt. Aber er konnte und wollte seiner geliebten Mutter nicht die vollendete Tatsache einer Verlobung anzeigen, sondern zuerst von ihr Zustimmung und Segen erhalten. Nun ließ er durch seinen Schwager Hermann den Bischof fragen, ob die Hand seiner Tochter Dora noch frei sei, und ob er Erlaubnis bekäme, darum zu werben. Der Bischof hatte die Antwort gegeben, von seiner Seite sei kein Hindernis. Seine drei Bedingungen für die Verheiratung seiner Töchter seien, daß der Bewerber ein wahres Gotteskind sei, daß er eine Stellung habe, die ihm erlaube, eine Familie angemessen zu erhalten, und daß gegenseitige Liebesneigung vorhanden sei. Über letzteren Punkt mußte er mit seiner Tochter reden, und um drei Uhr möge Herr Hermann sich die Antwort holen. Frau Dora Rappard-Gobat hat später ihren Kindern erzählt, wie es weiter ging. „Unterdessen hatte Adèle Hermann, die ich nach dem Gottesdienst schnell getroffen, mir ohne viele Worte alles verraten, und mein Herz war voll Glück und Sonnenschein. Ich sah meinen Vater nicht bis zum Mittagessen. Nach der Mahlzeit fing er seine Rede bedächtig und nicht ohne zurückgehaltene Rührung an und teilte mir Herrn Hermanns Besuch und seinen Auftrag mit. ‚Was soll ich ihm sagen, wenn er wiederkommt?‘ fragte er. Mein Herz klopfte so mächtig, daß ich nicht gleich Worte fand. Da lächelte Mama unter Tränen und sagte: ‚Frage nur mich, Papa, ich weiß schon, wie es steht.‘ Als ich dann später meinem Vater sagte,

wie sehr mich Heinrich Rappards Liebe beglücke, und wie ich nur fürchte, ihrer nicht würdig zu sein, sagte er mit tiefer Empfindung: „Es ist ein großes Geschenk die erste, starke Liebe eines reinen, frommen Mannes zu haben.“ Rappard war auf einer Reise nach dem Jordan unterwegs und kehrte erst zurück, nachdem die bischöfliche Familie schon abgereist war. Die beiden jungen Menschen haben einander monatelang nicht gesehen. Aber sie fühlten sich innerlich schon verbunden, noch ehe förmlich und feierlich das letzte Wort geschrieben war. Denn die Briefe zwischen der Schweiz und England auf der einen Seite und Alexandrien auf der andern brauchten damals viele Wochen.

Der Herr hatte den Liebesbund, der Heinrich Rappard und Dora Gobat 42 Jahre lang innig vereint hielt, väterlich vorbereitet. Dora Gobat hatte bei einem Besuch in der Schweiz einmal Heinrich Rappard auf St. Christophona gesehen und einen starken Eindruck von ihm empfangen. Mehr noch bedeutete es, daß sie in Jerusalem Gelegenheit gehabt hatte, sein Zeugnis zu hören. Doch die Hauptsache für das künftige Eheleben war nicht die Neigung zu dem stattlichen jungen Manne, sondern die Zurüstung im Glauben, die der Herr schon vorher getroffen hatte. Auch Dora Gobat war von Kind auf mit dem Worte Gottes genährt und christlich erzogen worden. Aber auch sie wurde vom Herrn in die Selbsterkenntnis hineingeführt und nach heißem Ringen mit der Vergebung ihrer Sünden begnadigt. Sie hatte ihr Leben dem Herrn geweiht und wollte gehen, wie Er sie führe. So waren Heinrich und Dora innerlich gleich gestimmt und nahmen auch ihren Liebesbund als ein Geschenk vom Herrn, der sie nun gemeinsam den rechten Weg führen sollte. Es ist sehr wertvoll, in den Briefwechsel einen Einblick zu tun, den die Brautleute geführt haben.

Heinrich schrieb an seine Braut: „Du weißt, daß mein teurer Vater ein sehr ernster Mann war, der es mit der Nachfolge in den Fußstapfen des Herrn Jesus genau nahm. Mein fester Wille ist es, in diesem Stück ein würdiger Sohn meines Vaters zu sein. Solche Worte des Herrn: ‚Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach‘, sind tief in meinem Herzen eingegraben, und ich mache mehr und mehr die Erfahrung, daß es unmöglich ist, in dieser Welt ein treuer Jünger Jesu zu sein, ohne seine Schmach zu tragen. Als einer, der im speziellen Dienst des Herrn steht, muß ich zu jeder Stunde bereit sein, alles für Ihn daran zu geben. Ich darf nicht nach hohen Dingen trachten und keine Ehre bei Menschen suchen. Auch bin ich Pilgermissionar, und meine Stellung in Alexandrien ist keine glänzende. Mein hochgelobter Herr und Gott hat sich tief für mich Sünder erniedrigt, und sollte ich, der ich diese unaussprechliche Liebe erkenne und genieße, ein andres erwählen, als ihm nachzufolgen? Der Stand der Niedrigkeit in freiwillig dienender, sich aufopfernder Liebe, soll der Grundton meines Lebens und Wandels sein. O, wie es mich freut, Dir so schreiben zu können mit der Gewißheit, daß Du mich verstehst. Unser Herr ist kein harter Herr. Sein Herz ist zart und warm. Das hast Du, das habe ich erfahren. Das gibt uns Zuversicht, in seiner Nachfolge auch seiner Leiden teilhaftig zu werden.“

Die Briefe der Braut atmeten denselben Geist wie die des Bräutigams: „O wie danke ich dem Herrn, der meine Schwachheit kennt, daß Er mir Deine Liebe geschenkt hat, die rein und warm ist, die mich nicht an die Erde fesselt, sondern aufwärts zieht zu ihm, die mich froh und dankbar und selig macht. Und so darf ich Dir dann getrost die Hand reichen, darf Dir ins Auge sehen und Dir geloben: Ja,

ich will die Deine sein von ganzem Herzen, will Dich lieben, Dir folgen und Dir dienen so gut ich kann. Ich will gern an Deiner Seite als Pilgerin zur Heimat reisen, denn Deine Heimat ist ja auch meine Heimat, Dein Gott mein Gott, ein Gott, den ich tausendfach betrübt habe, aber doch mein Gott, ohne welchen ich keine Freude und keinen Frieden kenne.“

Am 28. November 1867 wurden Carl Heinrich Rappard und Dora Gobat im alten Schloß in Beuggen am Rhein durch Bischof Gobat getraut. Die erste Station auf der Hochzeitsreise der jungen Missionsleute war merkwürdigerweise St. Christophona. Sie wohnten in dem Hause, das schon nach Jahresfrist ihre Heimat werden sollte. In Basel wurden sie von dem sterbenden Vater Spittler mit Segensworten verabschiedet.

Nun begann für die junge Frau die Aufgabe, die St.-Matthäus-Station in Alexandrien zu betreuen. Sie hat es mit viel Liebe und Geschick getan. Aber ihr Bleiben währte nicht lange. In Kairo war inzwischen die St.-Markus-Station eingerichtet worden. Rappard hatte schon Anfang 1867 die Gottesdienste im dortigen Betsaal regelmäßig alle 14 Tage deutsch und französisch gehalten. Der Khedive hatte allen Missionsarbeitern freie Eisenbahnfahrt gewährt. Das kam auch der Pilgermission zugute. Die deutsch-schweizerische Kolonie sprach den Wunsch aus, Rappard ganz für sich als Pfarrer zu erhalten. Das Komitee der Pilgermission in Basel stimmte zu. So verließ das junge Ehepaar im April 1868 Alexandrien und ließ sich in dem arabischen Teil der Stadt Kairo nieder. Dort lag das Heim der Pilgermission mit einem schönen hohen Saal. Aber die andern Zimmer des Hauses waren unbeschreiblich verwahrlost. Alles war baufällig. Durch ein Loch im Dach fiel eines Tags eine große Schlange un-

mittelbar auf den Eßtisch. Sie wurde getötet. Der Hausbesitzer mußte sich entschließen, die notwendigen Ausbesserungen vornehmen zu lassen. Die junge Hausfrau tat das Ihrige, um die Zimmer entsprechend einzurichten. Nach drei Wochen hätte man die verwahrloste Wohnung nicht mehr wiedererkannt. Rappards Arbeit bestand in sonntäglichen Predigten und in Hausbesuchen namentlich bei Kranken und Sterbenden. Frau Dora Rappard, die die arabische Sprache beherrschte, fand Eingang in den Harems und trieb dort Missionsarbeit. Der Dienst beider war schwierig. Die meisten Europäer aus Deutschland und der Schweiz suchten im fremden Lande Geld und Vergnügen. Später, wenn sie wieder daheim wären, meinten sie scherzend, sei dann immer noch Zeit, das Evangelium zu hören. Das tat den Pilgermissionaren weh. Umso dankbarer waren sie für die kleine Schar, die sich ihnen anschloß. Aus ihr ist die spätere deutsche Gemeinde erwachsen. Aber die Arbeit in Kairo sollte ein rasches Ende finden.

In einem früheren Abschnitt ist die Lage der St. Christiona-Anstalt geschildert, wie sie im Jahr 1868 sich gestaltet hatte. Der alte Freund der Christiona, Louis Jaeger, schrieb im Auftrage des Komitees, daß Rappard zum Vorsteher der Anstalt auf St. Christiona berufen werde. Das war eine überaus wichtige Sache. Rappard war gerade in Alexandrien, als ihn der Brief erreichte. Er schrieb darüber an seine Frau: „Beiliegender Brief wird Dir erklären, warum ich ernst, sehr ernst gestimmt bin. Es dreht sich bei mir noch alles im Kreis herum, und ich weiß nicht, was ich denken soll. Beim ersten Durchlesen war in mir lauter: Nein, nein! Ich bin dazu niemals tüchtig oder würdig. Die lieben Leute überschätzen meine Kraft sehr. So denke ich auch jetzt noch nach ein paar stillen Stunden, doch mit einem Unterschied. Das

Fleisch fängt an mitzureden und spricht mir vor, wie schwer und unangenehm die Stellung auf St. Chriſchona für uns sein wird; aber solche Gründe sollen uns nie abhalten. Es verlangt mich, mit Dir darüber zu reden. Bete recht ernstlich und anhaltend, damit wir vom Herrn, von Ihm allein geführt werden. Siehe, ich traue es Ihm zu, daß Er mich auch in dieser Sache nach Psalm 32, 8 leiten wird. Welch ein Trost ist das, ich fühle mich überaus klein und gering und nicht wert aller Barmherzigkeit meines Gottes. Doch Sein bin ich und will ich sein, und zwar Sein Knecht. Er kann mich hinstellen, wohin Er will.“

In dieser Gesinnung war denn auch der Brief an das Komitee abgefaßt, den er in Kairo am 29. Mai der Post übergab. Er betonte außerdem, daß er sich zum Evangelisten berufen wisse und diesen Beruf nicht aufgeben könne, auch wenn er Inspektor der Anstalt würde. Er fühlte in sich den Drang, Jesum Christum und das durch ihn vollbrachte Heil zu verkündigen und könne nicht „Chriſchona predigen“, d. h. nicht Vorträge halten über das Werk, also keine Kollektentreisen machen, überhaupt nicht um Gaben bitten.

Das Komitee blieb bei der Berufung. Am 27. Juni 1868 schrieb R.: „Es ist also mein Gott, der mich ruft, Er, der mich kennt, der Herz und Nieren erforscht, der durch den Mund seiner Knechte mir sagen läßt: ‚Komm in meinen Weinberg Chriſchona und arbeite dort!‘ Was könnte ich als Knecht Christi, und das bin und will ich sein, anders tun als freudig folgen. Kenne ich doch meinen göttlichen Meister mit Seiner Gnadenfülle und mit Seinen Kräften, die Er von Tag zu Tag darreicht, und womit er sich von jeher so gern in den Schwachen mächtig erwiesen hat. Indem wir dem Ruf folgen, ist es unser Verlangen und Bedürfnis, uns mit allem, was wir sind und was wir haben,

ganz dem Herrn zu weihen, zu lebendigem Priestertum, seinen Willen zu tun, uns zurechten zu lassen zu dem Werke, woran Er uns stellt.“

Der Zeuge Jesu Christi trat an der Seite seiner gleichgesinnten Frau den Weg an, der ihn zu seinem, zu ihrem gemeinsamen Lebenswerk führte.

Auf St. Chelshona

Der Herr mit dir!

Richter 6, 12.

Wir kennen die schwierige Lage der Anstalt im Jahre 1868 aus der früheren Schilderung. Es war ein Schritt des Glaubens an den erhöhten Herrn, als das Ehepaar Rappard die Leitung übernahm. Am Morgen des 29. August 1868 pilgerte das Ehepaar mit Herrn Jaeger und Fräulein Spittler, den bewährten Freunden und Förderern der Pilgermission, den steilen Pfad zum Kirchlein hinauf. Die verwaiste Hausgemeinde empfing sie an der westlichen Treppe des Kirchplatzes, und die Brüder sangen zur Begrüßung das Lied:

Der Herr ist fromm und treu und gut!
Wohl dem, der auf ihn trauet!
Ja, selig ist, wer auf Jehova bauet
Und still in seiner Gnade ruht:
Der Herr ist fromm und treu und gut!

Durch Nacht führt er uns fort zum Licht,
Durch Sterben geht's zum Leben,
Und was er nimmt, das will er wieder geben.
Drum, Knechte Gottes, jaget nicht:
Durch Nacht führt er uns fort zum Licht!

Der neue Inspektor war nicht der Mann, der zagen wollte. Man zog zum Kirchlein, und Rappard hielt seine erste Ansprache über die Geschichte Gideons (Richter 6) und das Wort: „Der Herr mit dir!“ wie auch über das

andre: „Ich habe dich gesandt, gehe hin in dieser deiner Kraft.“ Es waren innere und äußere Aufgaben, die auf den Inspektor warteten.

Zu den inneren Aufgaben gehörte in erster Linie die Einführung der Brüder in die Heilige Schrift. Am Unterricht hatte es in den letzten Zeiten gemangelt. Nun griff Rappard diese Aufgabe entschlossen an und suchte sich die entsprechenden Mitarbeiter. In seinem ersten Jahresbericht sprach er sich so aus:

„Zu einer richtigen Beurteilung des Unterrichts ist es nötig, den Charakter und Zweck der Pilgermission nicht aus dem Auge zu lassen. Unsere Anstalt ist kein wissenschaftliches Seminar und will auch keines sein; sondern sie ist dafür da, allerlei Kräfte und Gaben, auch geringe, für die verschiedensten Tätigkeiten im großen Feld des Herrn flüssig zu machen, indem sie den aufgenommenen Jünglingen eine einfache, aber möglichst gründliche Ausbildung gibt.

Die biblische Ausbildung hat zur Basis das christliche Gemeinschaftswesen, welches durch anstrengende und austrocknende Studien nicht gehemmt werden darf, und besteht aus Bibelerklärung mit Hinweglassung aller Kritik. Lehrer und Schüler sitzen zu den Füßen des Herrn, der durch sein Wort Alten und Neuen Testaments zu ihnen redet. Sie suchen den ganzen Heilsplan in seinem Zusammenhang aufzufassen, aber auch jede einzelne Stelle im Licht des Ganzen zu verstehen. Dieser Bibelunterricht soll eine Erbauung, eine Durchbildung, ein Starkwerden des inneren Menschen bewirken. Weitere Fächer sind Biblische Geschichte, Bibeleinleitung, Glaubenslehre, Sittenlehre, Kirchengeschichte, einiges über Symbolik und Praktische Theologie und endlich Analyse, Ausarbeitung und Halten von Predigten.

Wer also eine wissenschaftliche Bildung wünscht, findet bei uns nicht, was er sucht, und ebenso, wer sogenannte theologisch gebildete Leute haben will, muß sich nicht an uns wenden. Wer aber einen im Evangelium konzentrierten und in der Auslegung der biblischen Wahrheiten praktisch gebildeten Mann will, der sich nicht rühmt, etwas andres zu wissen, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, und der das göttliche Geheimnis kennt, sich zu erniedrigen, um von Gott nach den Gesetzen seines Reiches erhöht zu werden, dem sucht unsere Anstalt mit vollem Ernst entsprechen zu können. St. Christophona hat sich das Ziel menschlich niedrig, aber göttlich hoch gesteckt.“

Die Pflege des Unterrichts, besonders in der Heiligen Schrift, sollte den Geist der Anstalt beeinflussen. Aus dem göttlichen Wort sollte die Freude zum Gebet hervordringen und wiederum das Gebet den Unterricht befruchten. Als Losung hatte sich Rappard vorgesetzt: Gläubig beten und einfach leben. Die Gemeinschaft des Glaubens und des Gebets sollte die Grundlage für den Unterricht bilden. Dabei lag es ihm an, daß das Gebet nicht nur eine Sache der Form sei, sondern wirklich das Gespräch des Glaubens mit Gott. Er ging darum im folgenden Jahresbericht mit sich und mit den Brüdern ins Gericht: „Wir haben viel gebetet, doch ohne viel Gebetsgeist. Wir haben das ganze Wort Gottes geglaubt, doch ohne viel Glaubensfreudigkeit. Wir haben uns ermahnen lassen durch die Heilige Schrift und haben viel von Heiligung gesprochen, und es hat doch vielfach gefehlt am stillen ernstesten Wandel vor dem Angesicht des Herrn in der Sucht seines Heiligen Geistes.“ Darum hat der Inspektor gemeinsam mit den Lehrern die Knie gebeugt und immer neu den Herrn um den Geist von oben für sie angerufen.

Das Gebet des Glaubens an den barmherzigen Gott und Vater im Himmel, an den lebendigen treuen Heiland Jesus Christus, auf Grund der Verheißungen Gottes, ist die Quelle des Segens für St. Christophona geworden.

Rappard hat den Heiland, der sich ihm gnädig zugewandt hatte, auch als den rechten Arzt für seinen Leib angesehen. Die Kunst des Arztes hat er nicht gering geschätzt, aber für sich selbst nicht in Anspruch genommen. Zwei Zeiten in seinem Leben waren durch Krankheit und Schwachheit gekennzeichnet. In beiden Fällen hat Gott das Gebet seines Knechtes erhört und ihn nach langer Geduldsprobe wieder gesund gemacht. Daß für die kranken Brüder gebetet wurde, einsam und gemeinsam, war eine Selbstverständlichkeit. Die Einrichtung der Gebetskammerlein kennzeichnete den Geist der Anstalt. Besondere Erhörungen wurden erlebt. So wurde der Abessinier Argawi, den der Arzt schon aufgegeben hatte, durch das gläubige Gebet wieder aufgerichtet und hat lange Jahre in seiner Heimat dem Herrn gedient.

Auch die äußeren Angelegenheiten des Anstaltslebens waren Gegenstand des einsamen und gemeinsamen Gebetes. Es stand schlimm um die Kasse der Pilgermission. Besonders durch die mehrfach erwähnte Unternehmung der Apostelstraße in Ägypten war die Schuld der Anstalt sehr hoch geworden: 36 500 Franken. Hier war ein Berg zu versehen, an dem sich das Gebet des Glaubens erproben konnte. Schon am Schluß des ersten Jahres konnten fast 10 000 Franken zurückgezahlt werden. Im Jahre 1872 wurde nach Bezahlung der Restschuld zum ersten Mal auf neue Rechnung der schöne Kassenbestand von 2300 Franken vorgetragen. „Beredte Zahlen“ pflegte Rappard zu sagen. „Sie reden von viel Liebe und Selbstverleugnung bei den

Gebern, von viel Flehen und Dankſagung bei den Empfängern, von viel Güte und Treue bei Gott.“

Es wäre vermessen gewesen, die Hilfe Gottes zu erbitten und zu erwarten, wenn man nicht in der Anſtalt ſelbſt das Seinige auch getan hätte und das hieß: einfach leben. Beim erſten Weihnachtsfeſte iſt kein Heller für Geſchenke ausgegeben worden, denn es war kein Geld dazu vorhanden. Einfachheit herrſchte bei Tiſch. Der Inſpektor und ſeine Frau wie auch die andern Lehrer aßen gemeinſchaftlich mit den Brüdern im großen Speiſeſaal. Die Brüder arbeiteten mit ihren Händen zum Beſten der Anſtalt in Garten und Feld, im Handwerk und im Stall, in Küche und Waſchküche. Durch dies einfache, fleißige Leben halfen ſie alle mit, die Schuldenlaſt der Anſtalt abzutragen und die notwendigen neu entſtehenden Aufgaben zu erfüllen. Dazu gehörte im Jahre 1870 der Bau der ſchönen Kunſtſtraße hinauf nach St. Chriſtina. Die Baſler Regierung übernahm einen Teil der Koſten und die dauernde Unterhaltung. Aber die Anſtalt mußte ſich ihrerſeits zu einem beſtimmten Beitrage verpflichten. Den haben die Brüder mit ihrer Hände Arbeit geleiſtet und für ihr gutes Werk volle Anerkennung erfahren.

Das Gebet des Glaubens begleitete auch die Arbeit der auswärtigen Brüder und nahm Rückſicht auf die Ereigniſſe der Welt. Als 1870 der Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland ausbrach, wurde eine tägliche Gebetsſtunde in der Kirche eingerichtet. Die einberufenen Brüder wußten ſich von den Gebeten der Zurückgebliebenen getragen, nur einer von ihnen hat als Krankenpfleger im Lazarett zu Orleans ſein Leben gelaffen.

Aus Gottes Wort und dem Gebet des Glaubens ſollten die jungen Brüder die Freudigkeit erlangen, rings-

herum um den Berg in den benachbarten, zum Teil auch weiter entfernten Gemeinden die Botschaft des Heils weiterzutragen. So hatte der Inspektor es schon als Zögling der Anstalt geübt, so sollte es bleiben. Daß es Lehrlingsarbeit sei, hat er selber mehrfach betont. Aber er sowohl wie auch seine Mitarbeiter haben das Ihrige dazu getan, daß die Lehrlingsarbeit gut ausfiel. Dazu diente vornehmlich die Analyse (die gegliederte Auslegung eines Schriftwortes), die Woche um Woche vorgenommen wurde. Der Inspektor gab einen Text. Die Brüder mußten dann in einer bestimmten Stunde niederschreiben, was sie dazu sagen wollten, dann wurde von den einzelnen ihr Entwurf vorgelesen und besprochen. Zuletzt hat dann der Inspektor vorgelesen, was er aus dem Worte Gottes herausgelesen und in seiner Erläuterung ausgeführt hatte. Wenn die Brüder sich diese Analyse zunutze machten, dann durfte man erwarten, daß den Hörern nahrhafte Speise für ihre Seele dargeboten würde. Freilich das Gebet des Glaubens um den Segen der Verkündigung durfte nicht fehlen; das hat Rappard seinen Brüdern immer wieder ans Herz gelegt. Sie sollten das Schriftwort immer zuerst auf das eigene Herz und Gewissen anwenden, ehe sie es andern bezeugten. „Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, räumt euch selber der Gnade ein“ heißt ein bekanntes Wort. Danach hat Rappard für seine Person gehandelt. Dazu hat er seine Brüder ermuntert. Schon in den Aufnahmebedingungen für die Anwärter der Pilgermission war das als Voraussetzung bezeichnet, daß jeder lebendige Erfahrung von der sündenvergebenden Gnade des Herrn Jesus Christus gemacht haben müsse. Um den Beistand des Herrn, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, hatte der junge Inspektor gefleht. Er hat ihn reichlich erfahren. Die Brüder, die er unterrichtete, haben es ihm bezeugt, wieviel sie sei-

nem Unterricht verdankten, wie sehr sein Gebet sie gestärkt und sein Vorbild sie ermuntert hat.

So schreibt ein Evangelist später: „Die Unterrichtsstunden, die der teure Inspektor in den oberen Klassen erteilte, lagen immer am Anfang des Tages. Welche Weihe und welche göttliche Kraft ging da von ihm aus. War etwa einmal in der Klasse Störendes vorgekommen, oder war man persönlich innerlich nicht ganz in Ordnung — er trat ein, fing an zu beten — sofort war man innerlich völlig zerschlagen, entdeckt und gestraft von der Heiligkeit Gottes, dessen Gegenwart man verspürte. Man hatte den Eindruck, daß er selbst aus der Gegenwart Gottes kam, und darum konnte er durch sein ganzes Wesen andre in die Gegenwart Gottes hineinstellen.“

Ein anderer berichtet: „In einer Bibelauslegestunde sagte der Inspektor: ‚Brüder, ihr sollt das nicht nur wissen oder verstehen, sondern innerlich aufnehmen. Wir sind nicht nur deswegen beisammen, daß die Bibel erklärt werde, wir könnten es dann mittags bei Tisch auch einfach so machen, daß wir die Zusammensetzung der Speisen nur erklärten. Das könnte ja für die Anstaltskasse gut sein, aber ihr würdet damit nicht genährt. Was uns der Geist Gottes nicht innerlich lebendig macht, was wir nur mit dem Kopfe aufnehmen, das ist etwas Angehängtes, wie die Äpfel am Weihnachtsbaum.“

Die Entwicklung der Anstalt zur Evangelistenschule und die Fortschritte der Pilgermission sind der Beweis dafür, daß der Herr mit seinem Knechte war und seine Verheißung eingelöst hat.

Heiligung durch den Glauben

Jesus Christus ist uns gemacht zur Heiligung.
1. Kor 1, 30.

Wir haben mehrfach gelesen, wie ernst es Rappard mit seiner Heiligung genommen hat, wie streng er mit sich ins Gericht ging, wie hoch er von der Heilstat des Herrn Jesus Christus und von seiner Macht gehalten hat. Und doch sollte er noch weit stärkere Kräfte und tiefere Segnungen erfahren. Im Jahre 1874 kam der Amerikaner Pearfall Smith mit der Botschaft von der Heiligung durch den Glauben nach Oxford. Oxford-Bewegung wird daher diese Heiligungs-bewegung vielfach genannt. Auch Rappard hatte eine Einladung erhalten und reiste mit seinem Schwager Paul Kober-Gobat nach England. Rappard erzählt nun von dem, was er während der zehn Tage der dortigen Versammlung erlebt hat.

„Unter dem Einfluß des Gebets und des Wortes Gottes, abgeschlossen von den Zerstreungen des täglichen Lebens, wurden zuerst die Gemüter stille; wir fühlten uns vor das Angesicht Gottes gestellt. Diese Sammlung und andächtige Stille war bei vielen von uns nicht identisch mit Frieden und Freude. Es war nur zu sehr eine Stille über dem Chaos. Aber es kam Licht in die geöffneten Herzen; Gottes Geist erforschte uns. Manche bisher entschuldigte Sünde, viel un-göttliches Wesen und besonders die zähe Selbstsucht und Ichheit, das Selbstsuchen und Selbstmeinen wurden vom Lichte gestraft wie nie zuvor. In den stillen Stunden der Nacht, da jeder mit seinem Gott allein war, gab es heiße Tränen und harte Kämpfe. Die Frage stieg auf: Willst du dich deinem Gott, der dich geliebt, mit seinem Blut erkauft hat, völlig übergeben? Die Antwort wurde von vielen und auch von mir gegeben, es war ein Akt des Willens im Angesicht Gottes, der das Wollen und Vollbringen wirkt.

Durch die aufrichtige Übergabe unser selbst an Gott war das Hindernis hinweg getan, welches den vollen Segen, den Gott so gern den Seinen geben will, aufgehalten hatte. O, es ist etwas Unausprechliches, mit Gott wahrhaftig vereinigt zu werden und durch den Sohn, der uns mit seinem Blute ganz rein macht, einen freien Zugang zu haben zum Vater. Mir wurde es gleich zur Gewißheit, daß es nichts Vorübergehendes sein werde, sondern daß durch einen Wandel im Glaubensgehorsam jeden Augenblick es besser gehen müsse.

Durch völlige Übergabe an Gott und Übertragung des Willens auf die Seite Gottes wird der Gang gewiß. Der Glaube, durch Christus erlöst zu sein, nicht nur von der Schuld und Strafe der Sünde, sondern auch von ihrer Herrschaft und Macht und mit dem Blute des Lammes gereinigt zu sein von aller Unreinigkeit, öffnet den Herzen den Zugang zu dem Vater des Lichts. Alle Sünden und alle Bosheit, die das stets zunehmende Licht durch das lebendig gemachte Wort im Herzen offenbart, sowie auch die Versuchung von außen, wird nicht in eigener Kraft bekämpft, sondern durch die Glaubensübergabe an Jesum und im Aufblick zu ihm beständig als durch ihn, den Löwen aus Juda, überwunden behandelt nach dem Wort des Apostels: ‚Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu unserem Herrn.‘ Die sündlichen Regungen dürfen den Frieden nicht stören, wiewohl sie oft peinlich daran mahnen, was wir für ein Gemächte sind, daß wir nur einen Augenblick von Christo getrennt, ganz erbärmliche Sünder sind, und daß wir wachen und beten müssen, um in ihm, unserer Festung, zu bleiben. Das größte Hindernis des Segens ist das eigene Ich, das muß durchaus verleugnet werden — auch das Ich

des Predigers — das ist eines der schlimmsten. Der Inspektor muß sterben und im Tode bleiben.“

Während Rappard die gesegneten Tage in Oxford verlebte, war seine Frau Dora, die treue Gehilfin seines Dienstes, auf St. Christophona geblieben. In der Lebensbeschreibung der Mutter erzählt Frau Emmy Veiel-Rappard nach ihren Aufzeichnungen, wie es ihr damals erging: „Die Trennung von ihrem Gatten fiel ihr schwer; sie ahnte, daß er mit andern Gotteskindern in Oxford einer besondern Segenszeit entgegenging, und sie fürchtete, dahinten zu bleiben. Aber wunderbar, während in England der Geist Gottes wirkte und die einfache Verkündigung der vollbrachten Erlösungstat Jesu die Herzen also ergriff, daß bei den meisten gläubigen Zuhörern eine erneute Übergabe an den Herrn stattfand und sie sich im Glauben das volle Heil in Christo aneigneten und täglich herrliche Erfahrungen machen konnten, regte sich auch in der Seele der an der Wiege eines drei Wochen alten Söhnleins zurückgehaltenen jungen Mutter daheim neues Leben. Waren es die Gebete und Briefe ihres lieben Mannes, war es, daß sie sich in die Schriften von Pearsall Smith und seiner Gattin auch von Gohner und Boos vertiefte, kurz sie erkannte im Lichte Gottes viel Sündiges, Ungeheiliges in ihrem Wesen. Die Tatsache ihrer Bekehrung im Jahre 1858 blieb bestehen; aber so manche Versäumnisse, Lauheit und irdische Liebe beugten sie in den Staub. Unter Tränen und viel Gebet lag sie vor Gott. Seit Jahren war immer wieder der Schmerz durchgebrochen, daß sie ihren Heiland nicht mehr habe wie ehemals, nun kam die Gnadenstunde. Mit großer Freude durfte sie ihrem Heinrich nach Oxford schreiben: ‚Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.‘ Sie war ein Verstandesmensch, und es ging nicht ohne

Kampf zum Sieg. Auch in diesen ernstesten Stunden klammerte sie sich an das Wort: „Es ist vollbracht.“

Viele Jahre später schrieb sie im Gedenken an die seligen Tage: „Es ist mir tief bewußt, daß jene Erlebnisse nur ein neuer Ausgangspunkt waren, ein gläubiges Erfassen der Siegeskraft, die Tag für Tag ausgelebt werden muß. Mit Schmerz und Scham erkenne ich es, wie weit ich zurückgeblieben bin hinter der göttlichen Offenbarung, die mir damals zuteil wurde. Aber eins ist mir unererschütterlich fest geblieben: daß Jesus eingekehrt ist bei mir, einem sündigen Menschen (Luk. 19, 7), und daß ich mit Ihm schon hier das Leben habe.“

Im Jahre 1875 wurden die Heiligungsverksammlungen wiederholt, diesmal in dem Seebad Brighton. Sie brachten erneuten Segen. Pearsall Smith war inzwischen viel gereist und dabei oft in übertriebener Weise verherrlicht worden. Das gereichte ihm zum Unsegen und brachte ihn zu Fall.

Rappard berichtete davon mit der Wiedergabe einer Erklärung seiner englischen Freunde: „Einige Wochen nach der Konferenz in Brighton vernahmen wir, daß er (Pearsall Smith) in einzelnen Fällen, in Privatunterredungen Lehren behauptet habe, die höchst unbiblisch und gefährlich sind. Wir fanden auch, daß ein Benehmen vorlag, welches, obwohl wir überzeugt sind, daß er keine bösen Absichten hatte, dennoch einen Eingriff von unserer Seite nötig machte. Wir baten ihn deshalb von jeglicher öffentlichen Arbeit abzustehen; und als die Umstände ihm in ihrem wahren Lichte dargestellt wurden, stimmte er völlig in die Rechtmäßigkeit unseres Verfahrens ein und erkannte mit tiefstem Schmerz den unbiblischen und gefährlichen Charakter jener Lehre und jenes Benehmens.“

Die anfänglich hochgehenden Wogen der Begeisterung für die Lehre von der Heiligung durch den Glauben ebften nach Pearfall Smiths Entgleisung rasch ab. Aber Rappard hatte von vornherein alle Überschwenglichkeiten abgewiesen. Er erkannte in dem schmerzlichen Erlebnis die Hand des Herrn, der seine Ehre keinem Menschen geben will. Aber den Segen der Heiligungsbeziehung wollte er erhalten. Deshalb gründete er im Verein mit seinem Schwager, dem Buchhändler Kober in Basel, die Monatschrift: „Des Christen Glaubensweg, Blätter zur Weckung und Förderung des christlichen Lebens“. In der Eingangsnummer heißt es:

„Das Kreuz Christi hat uns von der Strafe der Sünde freigemacht; es ist auch das Mittel, durch das wir von ihrer Macht frei werden. Der Weg hierzu ist der Glaube, der uns mit Christus verbindet. Der Glaube ist das Band zwischen unserer Schwachheit und der Allmacht Gottes.

Je näher der gläubige Christ dem Herrn, dem Urbild aller Heiligkeit, ist, desto mehr erkennt er den weiten Abstand, der noch zwischen ihm und seinem Heilande sich befindet, desto tiefer fühlt er seine Unvollkommenheit und die Mangelhaftigkeit seines Gehorsams. Er hat täglich zu bitten: ‚Vergib uns unsere Sünden!‘ selbst wenn er empfindet, daß Christus ihn nach dem Maß seines Glaubens vor offenbaren Sünden bewahrt.“

Nach drei Jahren ließ Rappard die Zeitschrift wieder eingehen, nachdem sie ihren Dienst getan hatte*).

Gemeinsam mit seiner Frau gab er die „Gemeinschaftslieder“ heraus, die den gleichen Geist atmeten

*) Das Blatt fand aber seine Fortsetzung in der Monatschrift: „Der Glaubensbote und Mitteilungen aus der Pilgermission.“ Er erscheint nun schon seit 60 Jahren und wird herausgegeben von Direktor F. Veiel.

und noch heute auf St. Chrischona und in vielen Gemeinschaftskreisen im gesegneten Gebrauch sind.

Der Evangelist

Es sei ferne von mir, mich zu rühmen, denn allein von dem Kreuz unsers Herrn Jesu Christi.
Gal. 6, 14.

Der heilige Trieb, das Evangelium zu verkündigen, war in des jungen Rappards Herzen entbrannt; das hatte ihn nach St. Chrischona geführt. Die Verkündigung des Evangeliums von seinem herrlichen Heiland war seine Lust. Das hat er immer wieder bezeugt. Und jetzt, nach den gesegneten Tagen in Oxford, brannte das Feuer seiner Heilandsliebe noch stärker in seinem Herzen als zuvor.

Als er von England nach der Schweiz zurückgekehrt war, erhielt er bald die Einladung nach Bern, um dort von Oxford zu berichten. Die Versammelten waren tief ergriffen. Dann kam ein Ruf aus St. Gallen. Nachher schrieb ihm ein ehrwürdiger Gottesmann: „Was ich seit Jahren in meiner Vaterstadt vergeblich angestrebt habe, ist Ihnen geschenkt worden. Es ist in manchen Herzen ein Sehnen erwacht nach dem wahren Leben mit Christo in Gott.“

Selbstredend war es des Inspektors Wunsch, auch in seine Anstalt hinein den empfangenen Segen zu leiten. Es wurde also im November eine Woche der Stille und Sammlung gehalten. Dabei kam denn mancherlei zutage, was man zuvor noch nicht als Sünde erkannt hatte. Mit Tränen tiefer Reue wurden Sünden und kleine Untreuen bekannt, aber nicht in öffentlicher Versammlung, sondern stets nur dem Inspektor oder einem Lehrer unter vier Augen. Als aber das geoffenbarte Übel bekannt und mit ganzem Willen abgetan war, „als die Seele sich in völliger Übergabe in die Arme Gottes werfen konnte, da durfte

sie es auch im Glauben erfahren, daß 1. Joh. 1, 7 göttliche Wahrheit sei, daß das Blut Jesu Christi rein macht von aller Sünde.“ Auch aus den benachbarten Dörfern wie aus Basel kamen manche herauf, um von dem Geisteswehen auch berührt zu werden.

In der Folgezeit wurde Rappard öfter zu mehrtägigen Konferenzen oder Allianzversammlungen eingeladen. So nach Bern, Genf, Straßburg, Basel, Schaffhausen. „Es ist nichts Neues, und doch ist alles neu geworden“, bezeugten manche Brüder. „Wir sind vielfach ungläubige Gläubige gewesen“, war das Bekenntnis vieler. Im nächsten Jahre fand in dem englischen Badeort Brighton eine Wiederholung der vorjährigen Oxford-Versammlungen statt. Rappard nahm diesmal zusammen mit seiner Frau daran teil. Jedoch die im vorigen Kapitel erwähnten Ereignisse um Pearfall Smith trugen dazu bei, daß es mit der Bewegung stiller wurde. Aber Rappard hatte ja von vornherein sich seine Nüchternheit bewahrt, und sein Eifer zur Verkündigung des Evangeliums hatte nicht gelitten. Man rief ihn von den verschiedensten Stellen her, und er folgte den Rufen gern, soweit es ihm möglich war.

Eine Reihe von Pilgermissionaren arbeitete in den russischen Sübprovinzen unter deutschen Auswanderern. Im Jahre 1881 hat Rappard dorthin eine Reise unternommen, die ihn zwei Monate lang von der Heimat fern hielt. Die Schwierigkeiten der dortigen Arbeit lernte er sehr gründlich kennen. Er zog von Kolonie zu Kolonie. Bei der Kolonie Rohrbach gab es eine große Versammlung im Freien. „Es gibt in der Steppe da und dort kleine runde Hügel, ganz regelmäßig geformt, wie spitzzulaufende Pyramiden. Solch ein Hügel ist auch bei Rohrbach. Dorthin war die Versammlung zusammengerufen. Als wir dem Hügel uns näherten, war er schon ganz mit Menschen bedeckt.

Aus der Ferne nahm es sich aus wie ein großer Ameisenhaufen. Um den Hügel herum war eine förmliche Wagenburg von mehr als hundert zwei-, drei- und vierspännigen Gefährten aller Gattungen. Die Redner stellten sich unten am Abhang auf, während das Volk am Hügel hinan bis zur Spitze sich lagerte. Drei Brüder sprachen über Röm. 8, 1—27. Den Schluß machte ich und benutzte die Gelegenheit, um die Deutschen Südrußlands an ihre Aufgabe dem Russenvolk gegenüber zu mahnen.“ Die Arbeit in der Steppe war sehr anstrengend, die Nachtquartiere waren oft ungünstig. Auf der Halbinsel Krim mußte Rappard einmal von früh vier Uhr bis abends neuneinhalb Uhr, also siebenzehn Stunden mit dem Wagen durch die Steppe fahren. Die körperlichen Mühen waren groß. Aber der geistliche Segen, den er geben oder empfangen konnte, war größer. Oftmals ist es ihm bezeugt worden, daß sein Wort tiefe Spuren hinterlassen habe. Das Heimweh wäre ihm auf der langen Reise oft stark geworden, wenn ihn nicht — wie er schreibt — die Heimatluft des herrlichen Evangeliums an jeden Ort hin begleitet hätte.

Rappard war durchdrungen von der Gewißheit, eine gute Botschaft den Menschen zu bringen. Im Verein mit einigen gleichgesinnten Männern hielt er es für heilsam und notwendig, der Bevölkerung von Basel das heilbringende Evangelium in besonderen Versammlungen zu bringen. Jesus sollte als der Retter von Sünden gepredigt werden. Das Volk, das sich so sehr gewöhnt hatte, das Evangelium zu hören, ohne danach zu tun, wollte man darauf aufmerksam machen, daß auf Gottes gnädiges Anerbieten eine Antwort von ihrer Seite nötig sei. Da diese außerordentliche Verkündigung nicht nur den gläubigen Christen, sondern auch dem Gott und der Kirche entfremdeten, dem Unglauben verfallenen Volk gelten sollte, so wählte man

dazu außer den Räumen im Vereinshaus auch den größten, sonst nur für weltliche Vergnügungen und Sommertheater dienenden Saal der Burgvogtei. Gleich an den ersten Abenden im Oktober 1882 konnte der Saal mit 1500 Plätzen die herbeigeströmte Menge nicht fassen. Es mußte daher eine Teilung geschehen, die Männer in der Burgvogtei, die Frauen im Vereinshaus. Es war eine Lust, von der Estrade aus diese Versammlung von 1500 bis 1600 Männern und Jünglingen zu überschauen, die in ernster Stille der Predigt von der Buße zu Gott und dem Glauben an Jesum Christum, den Heiland der Sünder, lauschten. Nach 14 Tagen wurde der Saal in der Burgvogtei entzogen. Aber die Verkündigung durch Missionar Schrenk, Pfarrer Stockmayer, Inspektor Rappard und Adolf Vischer ging im Vereinshaus und anderen Räumen weiter. Es war ein Stück Erweckung in Basel, ein Aufschwung des geistlichen Lebens fand statt, der sich dann auch weiter bemerkbar machte. Viele Kinder Gottes haben damals Frieden gefunden und sind ihres neuen Lebens froh geworden. Spätere Evangelisationen in Basel haben nicht mehr so durchschlagend gewirkt. Der Geist Gottes weht eben, wo und wann er will.

Die Reisen hin und her hatten Rappard vollends davon überzeugt, daß die Verkündigung des Evangeliums von der erlösenden und freimachenden Gnade des Herrn Jesus Christus seine eigenste Aufgabe sei. Aber der Dienst auf St. Christophona nahm ihn ebenso in Anspruch. So stellte er denn den Antrag, ihn von seinem Amte auf St. Christophona zu entbinden, damit er ganz für den Dienst des Evangeliums hin und her frei würde. Der geeignete Ersatz für ihn war schon gefunden. Es war sein eigener Schwager, Pfarrer Theodor Haarbeck. Das Komitee stimmte zu, da es ja Rappard nicht im Dienst

der Pilgermission verlieren sollte. Es wurde seine Aufgabe, die auswärtigen Stationen der Pilgermission zu besuchen, mit den Brüdern draußen im Briefwechsel zu stehen und überall da einzutreten, wo man seinen Dienst begehrte. Sieben Jahre lang (1883—1890) hat Rappard mit seiner Familie in Basel gewohnt. Aber wenn er daheim war, hat er an jedem Dienstag die Fahrt nach St. Christophona unternommen, um dort den Brüdern mit seiner Verkündigung zu dienen. In Basel selbst hatte er viel Gelegenheit, in großen Versammlungen wie im kleinen Kreise zu sprechen. Seine Frau aber widmete sich sonderlich den Frauen. Die Reisetätigkeit nahm ihn jedoch am meisten in Anspruch. Die deutschen Gebiete in Hessen und Ostpreußen hat er bereist. Dann ist er in den österreichischen Ländern ein guter Bote des Evangeliums gewesen, hat die dort arbeitenden Brüder aufgesucht und keine Beschwerlichkeit gescheut, um nur den ärmsten Glaubensgenossen mit dem Wort der Wahrheit zu dienen.

Die größte und längste Reise hat er 1887 nach Nordamerika unternommen. Dorthin waren im Laufe der Jahre etwa 250 Sendboten von St. Christophona ausgesandt worden, um den deutschen Auswanderern die herrliche Botschaft des Evangeliums zu bringen. Besonders in dem großen Staate Texas waren zahlreiche Christophona-Brüder tätig. Sie hatten ihre eigene Synode gegründet. Aber auch in den andern Staaten waren ehemalige Christophona-Söhne an der Arbeit. Rappards Reise war sorgfältig vorbereitet worden. Sein Bruder in New York hat ihm dabei wesentliche Dienste geleistet. Daher hat er seine Reisepläne pünktlich durchführen können. Man sagte scherzhaft, er sei „mit der Uhr in der Hand“ überall eingetroffen. Wir können die Reise im einzelnen nicht verfolgen. Bemerkenswert war, daß die Texas-Synode inzwischen einen

streng lutherischen Charakter angenommen hatte. Ihr Grundsatz war: „lutherische Kanzeln nur für lutherische Prediger, lutherische Altäre nur für lutherische Kommunikanten.“ Man beschloß, Rappard ausnahmsweise zur Predigt in der Kirche zuzulassen. Aber aus Rücksicht auf die Minderheit nahm er davon Abstand und hielt nur eine Versammlung im Freien. In einem Fall widerfuhr es ihm, daß ein ehemaliger Christona-Bruder die Zusammenkunft mit ihm nicht suchte, weil er Allianzmann und nicht ausgesprochener Lutheraner sei. Aber die Gemeinschaft des Glaubens an den einen Herrn überwog doch in den meisten Fällen die konfessionelle Engherzigkeit. Vom südlich gelegenen Texas reiste Rappard nach dem Norden. Dort besuchte er im Staate Kansas seinen Bruder Carl auf seiner Farm, mit dem er einst in Iben gemeinsam die Landwirtschaft betrieben hatte. Die weitere Reise führte ihn nach den Nordprovinzen, nach Chikago und bis zu den Niagara-Fällen. In Brooklyn bei New York wurde ihm noch einmal Gelegenheit gegeben, vor einer Massenversammlung für Deutsche Zeugnis abzulegen von Jesus Christus, dem Herrn der Herrlichkeit. Etwa hundert ehemalige Zöglinge hatte er auf seiner Reise begrüßt, manche allerdings nur auf Synodal-Konferenzen. 55 aber besuchte er in ihren Häusern und Arbeitsfeldern und predigte in ihren Kirchen. Die Reisekosten sind ihm ganz und gar durch die in Amerika empfangenen Gaben ersetzt worden. Obgleich er keine Kollektenreise gemacht hatte, konnte er doch der Kasse der Pilgermission 3500 Franken übergeben. Die Reise war während des heißen Sommers oft recht anstrengend gewesen. Er schrieb: „Wenn ich nicht in Königsdiensten stünde, so hätte ich manchmal Heimweh. Aber des Königs Sache will das ganze Herz; deshalb muß der freudige Geist auch bei Hitze, Staub und Müdigkeit den Pilger erhalten. Der

Teufel drückt nieder, Jesus erhebt. Die Stunden des Wiedersehens bilden die Lichtpunkte in meiner Reise, besonders wenn ich fühlen darf, daß unsere Brüder lebendige Reben am Weinstock Christi sind.“ Umso dankbarer waren die Seinen, als sie ihn gesund wieder hatten.

Andere Reisen führten ihn nach England und in die Nachbargebiete. Überall war er wohl gelitten und gern aufgenommen.

Über die Art seines Wirkens hat Dr. Christ-Socin nach seinem Heimgang geschrieben: „Die Persönlichkeit Rappards war eine imposante; wo die mächtige Gestalt mit dem wallenden Bart auftrat, zog sie die Blicke auf sich. Autorität strahlte von ihm aus, aber ein tiefes Wohlwollen, eine herzliche Liebe milderte deren Strenge: ein Mann, dem man abfühlt, daß er vor Gott stand, und daß das Gebet seine Stütze und seine Waffe war. Die Anziehungskraft, die er ausübte, war nicht eine seelisch gefühlige, sondern eine geheiligte. Als Redner war er unerschöpflich in stets neuer und belebter Behandlung des einen großen Grundthemas: Christus, den Gekreuzigten, zu verkündigen und das neue Leben in ihm zu bezeugen. Er war populär und traf es den gemeinen Mann wie den Gebildeten, und — wunderbar bei so langer Laufbahn — er verfiel nicht in Manier; denn er schöpfte alles, was er wußte und redete, aus dem einen klaren Quell.“

Schließlich sei noch ein Beispiel seiner volkstümlichen Beredsamkeit und ihres Segens angeführt.

An einem stark besuchten Fest der Evangelischen Gesellschaft in Bern hielt Inspektor Rappard die erste Ansprache. Er begann: „Auf dem ersten Blatt unserer teuren Bibel lesen wir als erstes Wort: ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.‘ Wie bedeutsam ist das Wörtlein: Und! Himmel und Erde. Kein Himmel ohne Erde. Keine

Erde ohne Himmel. Den Himmel für die Erde und die Erde für den Himmel.“ Im Verlauf seiner Ansprache kamen ungefähr folgende Worte vor: „Lieber Zuhörer. Einen Platz auf der Erde hast du. Weißt du auch gewiß, ob dir dein Platz im Himmel gesichert ist?“

Unter den vielen Zuhörern befand sich ein schlichter Fabrikarbeiter von Wangen namens S. Aufmerksam lauschte er dem Vortrag. Der Redner konnte nicht ahnen, wie schnell sein Wort in dem Herzen dieses Zuhörers keimen und aufwachsen sollte. Schon früh am Nachmittag suchte S. die Eisenbahn wieder auf und langte ermüdet aber überaus glücklich in seinem Gott und Heiland daheim an. „Du kannst dir gar nicht denken, sagte er zu seiner Tochter, wie glücklich ich bin. Ich bin ganz gewiß, daß ich einen Platz im Himmel habe.“ Etwa acht Tage nach dem Fest erkrankte dieser Mann tödlich an einer Blutvergiftung und starb freudig im Glauben an seinen Herrn.

Wohl dem Zeugen, dem der Herr Jesus Christus solche Frucht schenkt!

Die Ausbreitung der Pilgermission

Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten!

2. Kor. 2, 14.

Die Pilgermission St. Christophona hatte ihre Zöglinge nach allen Teilen der Welt gesandt, aber nicht so, daß sie die Leitung der Arbeit in der Hand behielt. Entweder waren bestimmte Vereinigungen an sie mit der Bitte um Missionsarbeiter herangetreten, oder die Brüder hatten auf eigene Faust sich ihr Arbeitsfeld gesucht und die Arbeit gestaltet. Das galt insbesondere von den vielen Brüdern, die nach Amerika gegangen waren, um den deutschen Aus-

wanderern zu dienen. Aber die Führung Gottes brachte es dahin, daß die Pilgermission auch in den deutschsprechenden Gebieten Europas auf eigene Verantwortung Arbeiten unternahm.

Es fing in der Schweiz an. Im Kanton Thurgau hatte ein junger Bruder aus Dänemark christliche Schriften verbreitet und auf dringendes Verlangen an manchen Orten auch Bibelstunden gehalten. Sein Weggang war die Veranlassung, daß im Herbst jenes Jahres 1869 Bruder Wilhelm Baumbach als erster Evangelist der Pilgermission nach Mattwil im Kanton Thurgau gesandt wurde. Im Jahre 1872 wurde Bruder Markus Hauser sein Nachfolger, der mit Feuereifer arbeitete, von einem Ort zum andern gerufen wurde und in Wohnhäusern stark besuchte Versammlungen hielt. Der Raum in Mattwil wurde zu eng. Die vom Worte Gottes ergriffenen Männer und Frauen entschlossen sich, eine Kapelle mit Raum für 250 Personen zu bauen. Der Betsaal zu Mattwil war der erste Bau der Pilgermission, den Inspektor Rappard zum Dienst des Herrn einweihen durfte. Es war am 10. August 1873. Um dies gleich hinzuzufügen: am 1. August 1909, wenige Wochen vor seinem Heimgang, durfte er ebenfalls im Thurgau und zwar in Landschlacht, das zum Bezirk Mattwil gehörte, die letzte Hausweihe vollziehen. Es war das 62. Vereinshaus der Pilgermission. Markus Hauser hat viele gleichgesinnte Nachfolger gehabt. Allenthalben in der Schweiz rief man nach Predigern der Pilgermission. Das hing damit zusammen, daß die theologische Entwicklung in verschiedenen Schweizer Kantonen den Widerspruch der gläubigen Kreise hervorrief. Im Kanton Thurgau z. B. wurde zu Anfang der siebziger Jahre durch Beschluß der Synode der Gebrauch des Apostolischen Glaubensbekenntnisses im Gottesdienst aufgehoben. Meh-

rere Pfarrer sahen sich gezwungen, aus dem Dienst der Landeskirche auszutreten und mit dem gläubigen Teil ihrer Gemeinden freie Kirchen zu bilden. Die Christona-Prediger wurden in gleicher Weise Mittelpunkte von Gemeinschaften und Gemeinden. Rappard pflegte dann etwa zu sagen: „Wir sind es, die in der Kirche bleiben, die wir das Bekenntnis festhalten, auf dem die Kirche ruht: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Die diesen Felsengrund aufgeben, das sind die unkirchlichen Leute.“

Im Jahre 1900 schrieb der Inspektor zu dieser Frage: „Inbetreff der Evangelisation der Pilgermission sind wir schon oft gefragt worden, ob wir denn im Sinne haben, eine Christona-Kirche zu gründen. Wir haben Mühe zu begreifen, wie man so etwa denken kann. Wir wollen keine neue Denomination (Benennung) einführen. Nach dem Wort und unter der Leitung des Herrn wollen wir an unserem geringen Teil durch die Verkündigung des Evangeliums Menschen zu Jesus, ihrem Heilande, führen und die zu Ihm gebrachten in Gemeinschaften sammeln und pflegen. Es braucht nicht mehr nachgewiesen zu werden, daß diese Arbeit Raum hat auf dem landeskirchlichen Boden und vom Herrn gewollt ist. An manchen Orten sind die Gemeinschaftsleute auch die fleißigsten Besucher des landeskirchlichen Gottesdienstes. Wo die Vertreter der Landeskirche den biblischen Boden verlassen haben und einen anderen Christus verkündigen, als die Apostel es taten, bleiben die Gemeinschaftsglieder von solchen Gottesdiensten fern und erbauen sich mit den Gnadenmitteln nach Apostelgeschichte 2, 42.“

Ein Beispiel für das Vordringen der Arbeit sei angeführt.

In einem Schweizer Dorf, das schon jahrzehntelang keine gläubige Predigt mehr hatte, wurde eine Frau durch die Begegnung mit einem Kinde Gottes erweckt und bat

nun sehr, man möge doch in ihrem Hause eine Versammlung halten. Das geschah von der nächstliegenden Evangelistenstation aus, und es stellten sich auch etliche verlangende Menschen in der schlichten Stube ein. Aber das wollte man in dem Dorfe nicht dulden. Das „Stündeliwesen“ sollte nicht Einlaß finden, und man beschloß, der Sache energisch zu widerstehen. Als an einem Sonntag Nachmittag der junge Evangelist, von der Bahnstation kommend, dem ziemlich abseits gelegenen Dorfe zueilte, wurde ihm von etwa zwanzig kräftigen Männern der Weg verwehrt. Sie griffen ihn, ihrer zwei hoben ihn auf die Schulter und trugen ihn, von dem ganzen Trupp begleitet, zum Bahnhof zurück, ließen ihn auch nicht los, bis er wieder im Eisenbahnwagen saß und abfuhr. Man meinte im Dorfe, leichten Kaufes gesiegt zu haben. Aber etwa eine Woche später schritt desselben Weges ein hochgewachsener, ganz freundlich aussehender Herr dem Dorfe zu und ging direkt zum Ortsvorsteher, dem er sich als Inspektor von St. Christophona vorstellte. Dem kleinen eingeschüchterten Häuflein der Gläubigen hatte er sagen lassen, er werde an dem Tage eine Bibelfstunde mit ihnen halten und sie möchten sich nur nicht fürchten. Dem Ortsvorsteher und etlichen der erbittertsten Gegner, die er bei ihm traf, erklärte er, was man mit den Versammlungen bezwecke und verwies sie nachdrücklich auf die in der Schweiz gewährleistete Gewissensfreiheit und sagte: Man erwarte, daß nicht nur in der nächsten Stunde, sondern auch fernerhin Ordnung zu halten wäre. Es blieb alles wirklich ruhig, und trotz der Feindschaft, die sich kundtat, mußte bald aller Widerstand weichen. Im Dorfe erzählte man sich hernach, der „Hauptling von der Bande“ sei selbst dagewesen.

Als Rappard im Jahre 1909 die Augen schloß, standen dreißig Arbeiter in dem schweizerischen Gebiet. Jeder ein-

zelle wußte, daß er bei seinem Inspektor Rat und Hilfe fand. Jede neueröffnete Station war ein Gegenstand seiner Gebete. Er hat auch dafür gesorgt, daß die Arbeiter an dem gleichen Werke Gemeinschaft untereinander hielten und an bestimmte Ordnungen sich banden. Eine besondere Freude war es für ihn, wenn die schweizerischen Stationen nicht nur sich selbst erhielten, sondern auch die allgemeine Pilgermissionskasse durch ihre freiwilligen Beiträge noch unterstützten. Auch die Basler Mission durfte stets auf ihre Liebesgaben rechnen.

Ein Jahrzehnt nach dem Beginn der schweizerischen Arbeit wurde an zwei Stellen in Deutschland neue Arbeit begonnen. In Hessen und in Ostpreußen.

Im Jahre 1878 wurde nach Eich (Hessen) der Evangelist Holdermann auf die Bitte von angeregten Christen jener Gegend entsandt. In Wirtshäusern und Tanzsälen, Wohnhäusern und Schulen richtete er die Botschaft vom Sünderheiland aus, wie sie auf Chrißtona von Anfang an den Zöglingen ins Herz geschrieben wurde. Dem ersten Chrißtonabruder folgten weitere. 1886 trat Evangelist Härdle in die Arbeit. Er fand Kirche und Gemeinschaft in entschiedenem Gegensatz und wollte ihn gern aus der Welt schaffen. Er berichtete darüber in seinem Tagebuch: „Beim Antritt meiner Tätigkeit war ich beflissen, dem vorhandenen Unfrieden entgegenzuarbeiten und suchte, wo immer ich durch meine Tätigkeit hinkam, fast jeden Pfarrer. Die Erfahrungen waren für mich jungen Anfänger nicht ermutigend. ‚Es kann nicht Friede werden, bis ihr das Feld räumt‘, wurde mir gleich von vornherein erklärt. Nach dieser Richtung hin enttäuscht, war ich oft niedergeschlagen. Doch das Wort des Herrn Inspektor Rappard, das er mir bei meiner Verabschiedung in Basel zurief: ‚Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür‘,

ermutigte und stärkte mich, und dies Wort hat sich bis heute bewährt. Die Stellung der kirchlichen Behörde ist nach und nach eine mildere geworden.“

Man hatte versucht, das Komitee der Pilgermission für die Abberufung ihres Sendboten zu gewinnen. Der Inspektor wurde beauftragt hinzureisen, die Sache zu untersuchen und unter Umständen die Aufhebung der Arbeit einzuleiten. Als er ankam und noch ehe er den Zweck seiner Reise darlegen konnte, wurde ihm ein Bittgesuch überreicht mit über vierzig Unterschriften von Männern, die mit großer Dankbarkeit für die empfangenen Segnungen sich aussprachen und um Anstellung eines weiteren Evangelisten baten. Elf Evangelisten auf neun Stationen waren im Hessenlande tätig, als der Inspektor im Jahre 1909 zum letzten Male in ihrer Mitte weilte. In Gießen war ein Haus in passender Lage gekauft und in dessen Garten ein geräumiger Vereinsaal gebaut worden. Auch hatte Evangelist Hermann daselbst eine „Christliche Schriftenniederlage“ gegründet, die zur „Buchhandlung der Pilgermission“ erweitert wurde. An ihr hat Inspektor Rappard bei seinem letzten Besuch noch sein Wohlgefallen gehabt. Sie war in den Besitz der Pilgermission übergegangen; später wurde ihr der „Brunnen-Verlag“ angegliedert, in dem auch dieses Lebensbild Rappards erscheint*).

*) Es würde über den Rahmen des vorliegenden Büchleins hinausgehen, von den Widerständen zu erzählen, die den Pilgermissionaren da und dort begegnet sind, von den Beschimpfungen, denen sie ausgesetzt waren, und von den Kämpfen und Siegen, die sie erlebten. Wer Näheres darüber lesen möchte, dem empfehlen wir die kleine Schrift: „Gottes Taten, 50 Jahre Gemeinschaftsarbeit der Pilgermission in Hessen von 1878 bis 1928.“

Auch für Ostpreußen ist eine Jubiläumsschrift erschienen: „Gnadenspuren, 50 Jahre Gemeinschaftsarbeit in Ost- und

Im Jahre 1877 wurde der aus der Gegend von Gumbinnen stammende Bruder Kreuzenstein auf Bitten eines frommen Mannes nach Königsberg (Ostpreußen) entsandt. Eigentlich hätte er als Prediger nach Nord-Amerika gehen sollen, aber die Bitten aus der Heimat bewogen das Komitee, ihn dort zu lassen. Er erhielt viele Rufe und Einladungen auch vom Lande und kam denselben mit Freuden nach. Er reiste viel hin und her, und der Herr bekannte sich zu seinem Dienst. Nach drei Jahren folgte er dem wiederholten Rufe nach Amerika. Sein Nachfolger in Ostpreußen wurde Bruder August Moxkus. Der ist der Pionier der Pilgermission in dieser Provinz geworden. Doch ging es nicht ohne Widerspruch ab. In Ostpreußen war das Gemeinschaftsleben nicht unbekannt. Aber nun gab es gewaltige Fortschritte. Er rief nach Hilfe und erhielt sie. Im September 1883 kam Rappard zum ersten Mal nach Ostpreußen, um die Arbeit der beiden Christona-Brüder in Augenschein zu nehmen. In seinem Reisebericht schrieb er: „Ich fuhr von Besitzer zu Besitzer, meistens auf Wagen, ähnlich wie seinerzeit in Rußland und hielt gewöhnlich zwei Versammlungen jeden Tag. Soviel ich konnte, besuchte ich die zuständigen Pfarrer und Superintendenten. Was ich von dem Versammlungswesen gesehen habe, hat mich recht erquickt. Weite Kreise sind durch die Arbeit unserer Brüder angeregt worden. Es sind viele Kinder Gottes da, denen sie zum Segen sind.“

Ein andermal schreibt er: „Neue Bahnen zu brechen ist im Reiche Gottes von jeher eine schwierige, aber auch gesegnete Sache gewesen. Wer aggressiv vorgeht in einer Welt,

Westpreußen einschließlich der abgetrennten Gebiete, 1877 bis 1927.“ Beide Schriften sind im Verlage der Buchhandlung der Pilgermission erschienen, die eine in Gießen, die andre bei der Filiale in Königsberg (Pr.).

wo so viele feindliche Faktoren dem Evangelium entgegenstehen, der muß sich gefaßt machen auf Kampf, Widerspruch, Verkennung, Haß und Verachtung. Diese Kampfstellung mitten in der Friedensarbeit ist aber voller Segnungen. Sie ist eine Glaubenschule für den Evangelisten. Es treibt ihn an, seine Kraft und seinen Trost im Herrn zu finden, und es bringt auf die Gläubigen die Schmach Christi, die der heilsamste und schönste Schmuck ist, den ein Christ haben kann. Wohl dem Lande, wo glaubende, betende und lobende Schmachträger sind. Auch die ihnen kühl Gegenüberstehenden haben, ohne es zu wissen, Segen von ihnen.“

Das war ganz allgemein und nicht von Ostpreußen gesagt, aber es galt auch dort. Bruder Mokkus wurde im Jahre 1884 nach Elbing in Westpreußen versetzt. Hier hat er das erste Gemeinschaftshaus gebaut. Von hier aus ist er Bahnbrecher und Führer der andern Pilgermissionare geworden, die nach Ostpreußen entsandt wurden. Es ist dort trotz aller Gegenströmungen und Verwirrungen unaufhaltsam vorwärts gegangen. Inspektor Rappard ist dreimal nach Ostpreußen gereist. Als er seine Augen schloß, gab es zwanzig Pilgermissionare in Ost- und Westpreußen einschließlich Memelland und 13 Vereinshäuser. Rappard hat sich dauernd darum bemüht, die Arbeit in gesunden, nüchternen biblischen Bahnen zu erhalten. Daher hat auch der Segen Gottes darauf geruht. Mokkus gab auch den „Gemeinschaftsboten“ heraus, um die Verbindung mit den andern Brüdern aufrecht zu erhalten und die Glieder der Gemeinschaften im rechten Geiste zu beeinflussen.

Auch in andern Gebieten Deutschlands hat die Pilgermission mit ihrer Arbeit hie und da eingesetzt und ihre Brüder von sich aus entsandt. Aber nirgends sind solche geschlossenen Gebiete entstanden wie diese in Hessen und Ostpreußen. Auch in den österreichischen Landen haben

Pilgermissionare den evangelischen Gemeinden in der Zerstreuung gedient, aber es waren doch nur vereinzelte Arbeitsfelder. Jedoch gehörte auch ihnen die Liebe, der Rat und das Gebet des Inspektors; denn er wußte sehr wohl, wie nötig die Arbeit sei.

So wichtig ihm die Gemeinschaftsarbeit gewesen ist, so hat er doch auch die Aufgabe der Landeskirche gewürdigt. Er war nichts weniger als kirchenfeindlich. Wir ersehen das aus einem seiner Briefe, wo es heißt: „Wie sehr lernt man die Gemeinschaft schätzen, wenn man einige Jahre außerhalb dieser Kreise und zwar im finsternen Ägyptenland zugebracht hat. Ja, die ganze Christenheit als solche erscheint mir unter einem andern Lichte, seit ich von Alexandrien zurückgekommen bin. Es ist eben doch etwas um die christliche Lehre und Zucht, wenn auch viel Form und Schwachheit dabei ist. Die Christenheit Europas hat große Vorzüge; sie steht in einer Gnadenzeit des Herrn. Wehe ihr, wenn sie es nicht erkennt, würdigt und davon Gebrauch macht. Die vielen Kinder Gottes in unserm Lande, die gläubige Gebete zu ihrem Erlöser, dem König aller Könige, hinauffenden, sind ein Licht und ein Salz. Sie leuchten, sie würgen. Das sieht der am besten, der hinausgeht in ein Land, wo der Fürst dieser Welt mehr unbeschränkt sein Wesen treibt in den Kindern des Unglaubens.“

An einer andern Stelle heißt es: „Die Ewigkeit wird es einmal offenbaren, daß nicht die sogenannte Gemeinschaftsbewegung der Kirche Abbruch tat, sondern ganz andere Faktoren. Wir haben den Eindruck, daß wir die Hand am Pflug behalten sollen und nicht zurückschauen, sondern vorwärts gehen, als vom Herrn der Ernte in seinen Weinberg gerufene, geleitete und bewährte Knechte. Damit soll nicht gesagt sein, daß keine Fehler und Versäumnisse ge-

sehen; aber wo solche vorkommen, tut es uns leid, und wir bestreben uns, alles Verkehrte zu korrigieren.“

Es war Rappard eine Freude, daß der anfängliche, scharfe Gegensatz gegen Evangelisation und Gemeinschaftspflege bei den Führern und Dienern der Kirche allmählich sich abschwächte und daß man einander anerkannte um des gemeinsamen Hauptes willen: „Das Panier Jesu Christi weht über den Kirchenparteien. Unter diesem Reichspanier ziehen die Boten aus mit dem ernstlichen Gebet, daß das Wort vom Kreuz an Sündern seine Kraft beweise.“ Rappard hat es seinen Brüdern immer wieder eingeschärft, daß die Fruchtbarkeit der Arbeit von ihrer Stellung zu Christus abhängt. „Nicht Christentum, sondern Christen brauchen wir, sagte jener Brahmane; so sagen wir auch. Was unsere Namenschristen brauchen, sind geheiligte Menschen, die durch wahre Lebensgemeinschaft mit dem Lebensfürsten ausgerüstet werden mit göttlicher Lebenskraft. Wer noch alle Hände voll zu tun hat, sich selbst über Wasser zu halten, der wird kein guter Helfer sein für Ertrinkende. Wer nicht ganz mit der Sünde gebrochen hat und darum eine innere Niederlage nach der andern erleidet, der kann nicht in des Teufels Reich eindringen, um die Menschen von der Gewalt des Teufels zu Gott zu bekehren. Wie gern wird der Herr des Weinberges die erforderlichen Gaben und Kräfte geben denen, die ihn mit Ernst darum bitten.“

Deswegen prägte Rappard es den Evangelisten ein: Zeuge durch das, was du sagst! Zeuge durch das, was du tust! Zeuge durch das, was du bist!

Der Leiter der Pilgermission

Der törichten und unnützen Fragen entschlage dich, denn du weißt, daß sie nur Sankt gebären.

2. Tim. 2, 23.

So sehr Rappard davon durchdrungen war, daß die angeregten Seelen in den Gemeinschaften gepflegt werden müßten, so wußte er auch sehr gut, daß allerlei unnütze Fragen in den Gemeinschaften auftauchten, die nur zu Streitigkeiten und Spaltungen führten. Eben darum legte er allen Nachdruck darauf, daß die Evangelisation nicht unterlassen würde. Die Kraft des Glaubens und der Liebe muß sich im Dienst an den Entfremdeten und Gleichgültigen offenbaren. Dann plagt man sich nicht mit törichten Sonderlehren. Als Führer der Pilgermission hat er darüber gewacht, daß seine Brüder sich nicht von allerlei fremden Lehren umtreiben ließen und die Gemeinschaften dadurch verwirrt würden. Wir sprachen schon früher davon, wie er gegenüber der Heiligungsbewegung seine Nüchternheit bewahrt hat.

Als nun im Jahre 1905 die große Erweckung in Wales auch in der Schweiz und in Deutschland die Geister zu bewegen anfing, hat er seinen Brüdern alsbald Kenntnis davon gegeben. Er schrieb darüber im „Glaubensboten“, den er seit 1879 herausgab:

„Erfahrene Männer sind nach Wales gereist und soviel ich vernehme, haben alle den Eindruck gehabt, was sich da offenbare, sei nicht menschlichen Werkzeugen, sondern dem Heiligen Geiste zuzuschreiben. Daß es der Heilige Geist war, der zu Pfingsten die erste Erweckung hervorgebracht hat, ist klar. Daß in unseren Kirchen, Versammlungen und Anstalten landauf landab ein tiefes Bedürfnis ist nach geistlicher Erleuchtung und Kraft, ist nicht zu leugnen. Viele sind müde, die schwerfälligen langen oder kürzeren

Predigten zu hören, wie denn auch die Prediger es vielfach schmerzlich empfinden, daß das Wort zu wenig wirkt. Wer schon gedroschen hat, der weiß, wie schwer es ist, leeres Stroh zu dreschen. Wir dürfen uns die Berichte aus Wales wohl anregen lassen, uns ernstlich zu fragen, wo es bei uns fehlt; das Gericht fängt immer am Hause Gottes an. Werden die Kinder Gottes lebendig, tun wir aufrichtig Buße, lassen wir uns reinigen und erwacht in uns der Geist des Gebets, so wird Gott antworten. Warum soll das Wort Jesu sich nicht erfüllen, daß von denen, die an Ihn glauben, Ströme lebendigen Wassers fließen?"

Als er aber die Wahrnehmung machte, daß man in etlichen Gemeinschaften sich bestrebe, Wales nachzumachen und eine Erweckung auf künstliche Weise herbeizuführen, warnte er:

„Was wir brauchen, wenn wir Zeiten der Erweckung erleben sollen, das sind nicht neue Methoden und Ausdrücke, sondern es sind geisterfüllte Menschen, in deren Herzen das Feuer des Herrn brennt und die darum dieses heilige Feuer verbreiten, wo sie nur hinkommen.“

Rappard wurde sehr beunruhigt, als die Lehre von der „Sündlosigkeit“ und vom „reinen Herzen“ in den Gemeinschaften des Ostens die Gemüter aufzuregen begann. Er entschloß sich sogar zu einer weiten Reise nach Bries (Schlesien), um dort in öffentlicher Konferenz den Hauptvertretern dieser Lehre zu begegnen. Das Unbiblische und Gefährliche dieser Richtung zeigte er freimütig, dabei wurde er von Pfarrer Otto Stockmayer unterstützt. Als ein Prediger von sich selbst bezeugte, von der Sünde völlig los zu sein, antwortete Rappard: „Bruder, das ist ein Selbstbetrug. Auch in diesem Stück ist die Bibel unsere weise und heilige Führerin und nennt die Dinge beim rechten Namen, wenn sie spricht: ‚So wir sagen, wir haben

keine Sünde, so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns.“ „Es ist mir unbegreiflich, äußerte er wiederholt, wie ein Mensch sagen kann, er bedürfe der Reinigung nicht mehr. Ach, wo bliebe ich, wenn ich nicht darum bitten dürfte.“

Die Pilgermission ist in ihren Gemeinschaften durch des Inspektors entschiedene Warnungen im ganzen von diesen Irrlehren verschont geblieben.

In denselben Kreisen, die von der Sündlosigkeit schwärmten, kam dann auch das „Zungenreden“ auf und richtete viel Unheil an. Auch hier erwies sich Rappard als der weitschauende Führer und warnte seine Brüder vor dem falschen Geist.

„Wo unser Herr Jesus Christus auftrat, wurden immer auch die Dämonen und die von ihnen beeinflussten Menschen offenbar, aber immer wurden sie ausgetrieben und besiegt. Es kommt darauf an, wer Meister wird. Sind es die falschen Geister, dann gibt es lauter Unordnung in den Versammlungen der Kinder Gottes. Das ist es, was in allerletzter Zeit an einigen Orten geschehen ist. Die dämonischen und andern Unordnungen konnten nur deshalb aufkommen, weil die Leiter derselben nicht mit dem göttlichen Licht ausgerüstet waren, die Geister zu prüfen. Wo die Kraft des Heiligen Geistes, der in alle Wahrheit leitet und der ein Geist der Ordnung ist, das Feld behauptet, da wird der mächtige Arm Gottes offenbar.“

Als Rappard sah, wie bei den Anhängern dieser Richtung die wahren Kennzeichen des Geistes, das zerbrochene Herz, die Demut, das Verherrlichen des Herrn Jesus, fehlten, und als vollends Medien auftraten und vorgaben, Botschaften Christi an die Gemeinden auszurichten, da konnte er nichts anders tun, als seine Brüder ernstlich zu warnen und dem Herrn der Kirche die Notlage ans Herz zu legen.

Die Pilgermission hat darum auch in ihren Gemeinschaften diese Bewegung nicht aufkommen lassen. Der Inspektor hatte nicht umsonst gewarnt.

Auch vor andern Sonderlehren hat Rappard die Pilgermission bewahren wollen. Wir nennen zwei Beispiele. Die erste Sonderlehre erkennen wir aus den folgenden Ausführungen des Inspektors:

„Gutmeinende Christen stellen Menschenfündlein auf und preisen dieselben als besonders tiefe Geistesoffenbarung. Eine solche falsche Auffassung ist die, die man jetzt hier und da vernimmt, daß Israel allein die Braut des Lammes sei und wir Heidenchristen der Leib Christi. Es ist ganz richtig, daß die Gemeinde Jesu an verschiedenen Stellen der Leib Christi genannt ist, gerade wie sie auch der Tempel Gottes, das Haus Gottes genannt ist. Das ist bildlich gesprochen. Eine Scheidung zu machen zwischen ihnen, die doch der Herr eins gemacht hat nach Eph. 2, 14 und Gal. 3, 28, ist gegen die klare Schriftlehre.“

Die andre Sonderlehre, die ebenfalls viel Unruhe gebracht hat, daß die Heiligen vor der Wiederkunft des Herrn entrückt würden, damit sie vor der großen Trübsal bewahrt blieben, hat Rappard als unbiblisch verworfen. Er ließ sich darin auch nicht beirren, als sein bewährter Freund, Pfarrer Otto Stockmayer, für diese Lehre eintrat. Umso mehr freute es ihn, daß dieser nach einiger Zeit in öffentlicher Versammlung sich von dieser Lehre los sagte.

War Rappard der treue Führer seiner Pilgermissionare gegenüber den Gefährdungen, die in der Mitte der Gemeinschaftsbewegung auftraten, so lag es ihm ebenso sehr am Herzen, sie vor den Gefahren zu warnen und zu bewahren, die von außen her drohten. Es war ja die Zeit, als die sogenannte liberale Theologie an den Grundfesten der Kirche, an den Heilstatsachen rüttelte. Die Brüder und

ihre Gemeinschaften bei dem vollen Vertrauen zur Heiligen Schrift zu erhalten, war ihm ein heißes Anliegen:

„Wir nehmen die Heilige Schrift, wie sie ist. Da wir in der Schrift keine Inspirationslehre finden, so stellen wir auch keine Inspirationslehre auf. Wir bleiben mit der ganzen gläubigen Gemeinde dabei, daß der allmächtige, allweise und allgegenwärtige Gott über dem Inhalt seines heiligen Buches gewaltet hat und die Bibel hat werden und bleiben lassen, wie sie ist. Getrieben von dem Heiligen Geiste, haben die heiligen Männer Gottes geredet (2. Petr. 1, 21). Wir üben keine Kritik an der Bibel und haben dafür wichtige Gründe. Unser hochgelobter Herr und Meister, der uns auch in Behandlung der Schrift ein Vorbild ist, hat, so oft er von ihr redete, sie immer voll und ganz anerkannt, wie sie sich gibt.“

Wenn Inspektor Rappard auf seinen Reisen die Brüder besuchte, dann hat er auch ihre Verkündigung mit angehört und, wo er es für nötig hielt, hat er den Dienst des getreuen Eckart geleistet. Einer dieser Brüder erzählt, wie es ihm dabei erging: „Nach der Versammlung nahm er (der Inspektor) mich am Arm zu einem kleinen Spaziergang in den Garten. Zuerst lobte er an meiner kurzen Ansprache, was er nur irgend loben konnte. Dann sagte er: ‚Eins hat mir gefehlt in Deiner Wortverkündigung, Du mußt Christus mehr verkündigen, indem Du die Schrift erklärst und anwendest.‘

Diese liebevolle väterliche Ermahnung ging mir sehr zu Herzen und trieb mich ins Gebet. Die Folge davon war, daß der Herr mir nach einigen Wochen 1. Kor. 2, 1. 2 innerlich offenbarte und also meine Wortverkündigung tatsächlich eine andre wurde. Bis zur heutigen Stunde genieße ich die Segnungen dieser kurzen, aber inhaltsreichen Kritik.“

Daß der Inspektor auch für das leibliche Wohlergehen der Pilgermissionare und ihrer Familien herzliche Teilnahme hatte, für sie sorgte und betete, das wußten die Brüder. Kein Wunder, daß sie mit großer Liebe und Verehrung an ihm als ihrem Vater hingen. Sie hörten und sahen es deutlich an ihm, daß er nicht das Seine suchte, sondern nur die Ehre seines himmlischen Königs und das Wohl der ihm anvertrauten Mitarbeiter.

Um so williger hörten sie auf ihn, wenn er ihnen Mut zusprach und seine grundsätzliche Stellung darlegte:

„In der Arbeit für den Herrn gilt es ganz absehen von sich selbst, von eigener Kraft und Tüchtigkeit und lediglich sich zu stützen auf den Herrn und sein Wort. Wir sollen nicht warten, bis wir uns innerlich ausgerüstet fühlen. Wir wissen, daß der Pfingstgeist noch da ist. Unser Herr Jesus hat gesagt: ‚Es ist euch gut, daß ich hingehe, denn so ich nicht hingehe, kommt der Tröster nicht zu euch. So ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden. Ihr kennt ihn, denn er bleibt euch und wird in euch sein.‘

Er ist bei uns, und das ist uns genug. Wenn wir vom Herrn einen Auftrag erhalten haben, so sollen wir im Glauben vorwärts gehen, ganz absehend von uns selbst, aufblicken auf den König, dessen Befehle wir ausrichten. Sind wir arm und schwach und elend, so ist er dafür mächtig genug, und wir erfahren es in der Tat: wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“

Der Blick für das Reich Gottes

Unser Herz ist weit.

2. Kor. 6, 11.

In seiner Lebensführung war es schon gegeben, daß Rappard nicht auf einem engen kirchlichen Standpunkt verharrte, sondern immer das Ganze des Reiches Gottes

vor Augen hatte. Seine Taufe war durch den Vater ohne Zusammenhang mit einer bestimmten Kirche geschehen. Seine Trauung fand durch seinen Schwiegervater, Bischof Gobat, nach der anglikanischen Form statt. Die Abendmahlsfeier auf St. Christophona wurde nach dem Brauch der Brüdergemeinde gehalten. Die Pilgermission selbst ist von Anfang an dazu bestimmt gewesen, allen evangelischen Kirchen Hilfe zu leisten und Missionsarbeiter zu stellen. In der Schweiz ist die Reformierte Kirche zu Hause, aber Rappard hat darum nicht weniger gern mit Lutheranern zusammengearbeitet. Auf seinen Reisen in Deutschland ist dies oft der Fall gewesen. Wir erwähnen nur ein Beispiel. Mit dem streng lutherischen Superintendenten Röhricht in Züllichau hat er gemeinsam Versammlungen gehalten und ist jahrelang in Freundschaft mit ihm verbunden geblieben. So oft Rappard nach England reiste, hat er mit den dortigen Christen aus den verschiedenen Kirchen Gemeinschaft gepflegt. Er war der Mann der Evangelischen Allianz. Diese ist bekanntlich in England gegründet worden zur Abwehr der Gefahren, die aus der katholischen Kirche drohten. Christen aus den verschiedensten evangelischen Kirchengemeinschaften hatten sich darin zusammengeschlossen. Ihre kirchlichen Sondermeinungen sollten sie ruhig behalten, aber sich ihrer Zusammengehörigkeit in dem Herrn Jesus Christus bewußt werden. Auch Rappard fühlte schon in jungen Jahren, daß alle, die durch das hohepriesterliche Gebet des Herrn umfaßt sind, als ein Leib zusammengehören und diese Einigkeit ausleben sollten. „Ich weiß nicht“, sagte er einst, „was bei mir größer ist, der Schmerz über die Zerrissenheit in dem Volke Gottes oder die Freude über die Einheit, die dennoch vorhanden ist und die ich stets empfinde.“ Darum trat er aus voller Überzeugung dem

Komitee der Evangelischen Allianz bei, das sich in Basel bildete. Als sein Ideal bezeichnete er: „Je näher jeder einzelne von uns zu Jesus, als zu der Zentralsonne, kommt, desto näher kommen wir zu einander.“

Bei aller Weitherzigkeit erkannte Rappard sehr wohl die Schwierigkeiten, die namentlich in der praktischen Arbeit dem inneren Allianzbewußtsein drohen. Da kann nur ein wirkliches Verleugnen des eigenen Lebens hinüberhelfen. Er hörte oft genug davon, daß da und dort eine Kirchengemeinschaft der andern die Mitglieder wegzunehmen trachte. Das Fischen im Fischkasten, das von manchen geübt wurde, blieb ihm nicht verborgen. Aber trotzdem sah er in der Mannigfaltigkeit doch die Einheit. „Für die verschiedenen Herzensschlüssel gibt es verschiedene Schlüssel; seien wir dafür dankbar. Ein jeder soll seiner Meinung gewiß sein und bei dem bleiben, was Gott ihm als das Richtige zeigt, aber die Überzeugung des andern ebenso ehren wie die eigene.“

Bei seiner Weitherzigkeit hat Rappard auch für andre Bestrebungen ein offenes Herz gehabt. So schloß er sich dem Verein des Blauen Kreuzes an. Die Erfahrung hat gelehrt, daß einem Trinker nichts hilft als vollständige Enthaltfamkeit von allen alkoholischen Getränken. Die Zugehörigkeit zum Blauen Kreuz hat Rappard manchen Gewinn gebracht. Sie half ihm im Verkehr mit den Pflinglingen der Trinkerheilstätte „Pilgerhütte“ bei St. Chrißona, für die er ein warmes Herz hatte. Bei einem Besuch in Königsberg 1883 fiel es ihm zu, im Hause des Majors Kurt von Knobelsdorff die Grundsätze des Blauen Kreuzes darzulegen. Das war für den Gastgeber, der selber ein Knecht des Alkohols war, ein Anstoß, den Herrn Jesus Christus um die Befreiung von seiner Gebundenheit gläubig zu bitten. Knobelsdorff kam später nach St. Chrißona,

um sich in die Schrift tiefer einführen zu lassen. Nach achtmonatigem Kursus wurde er im August 1888 auf seine Bitte hin für den Dienst des Herrn eingeseget und hat dann in Deutschland dem Blauen Kreuze Bahn gebrochen.

Die Zeltmission ist gleichfalls keine Gründung der Pilgermission, ist aber von einem ehemaligen Schüler von St. Chrißona, Jacob Dettler, ins Leben gerufen worden aus dem mächtig empfundenen Drang, das Evangelium unter die entkirchlichten Massen zu bringen. Inspektor Rappard brachte dem Unternehmen warme Teilnahme entgegen. Der „Zeltgruß“ sagte von ihm: „Er hat seinen Schild über uns gehalten und manche Lanze für uns gebrochen. Er war einer von den wenigen Männern, die sofort eingingen auf den Gedanken, die Massen in den Zelten zu sammeln, um ihnen das Evangelium zu bringen. Mit Rat und Tat stand er uns bei. Er war in unserer Mitte wie ein Vater, von ganzem Herzen freute er sich des Segens, den der Herr auf diese Arbeit legte, und half zu wiederholtem Male am Neße ziehen.“

Die Pilgermission hatte schon durch ihren Gründer, Vater Spittler, von vornherein ein weites Herz und einen weiten Blick bekommen. Rappard hatte das von ihm gelernt und übernommen. Deshalb war er auch bereit, im Jahre 1872 Missionare nach Abessinien zu senden, wohin ja früher die mehrfach erwähnte Apostelstraße führen sollte. Allein die abessinische Mission wurde durch den wankelmütigen Herrscher vernichtet, der die Missionare aus dem Lande verwies. Dagegen konnten von St. Chrißona aus nach geschehener Ausbildung einige abessinische Zöglinge in ihre Heimat zurückgesandt werden. Einer von ihnen, Michael Argawi, hat dann das Werk des Herrn bis in sein Alter hinein tapfer und geduldig fortgesetzt. Erst nach Rappards Tode konnte die Arbeit in anderer Form aufgenommen wer-

den. Immerhin darf St. Christophona das dauernde Verdienst in Anspruch nehmen, daß in ihrer Druckerei Bibel- und Bibelteile in der amharischen und in der Gallasprache gedruckt worden sind und somit die Heilige Schrift ihren Missionsdienst unter der eingeborenen Bevölkerung Abessiniens fortsetzen konnte, auch als die Missionare vertrieben waren.

Noch weiter ging der Blick nach Osten. Es waren unter den Brüdern immer etliche, die einen starken Trieb zur Heidenmission in sich fühlten. Schon seit dem Jahre 1870 waren zwei Brüder in China tätig. Als im Jahre 1895 wieder zwei Brüder erklärten, daß sie zur Heidenmission nach China gehen wollten, aber gerne im Verband der Pilgermission blieben, hat Rappard mit der China-Inland-Mission in England Fühlung genommen. Es wurde verabredet, daß die Brüder erst nach England gesandt würden, um dort mit der China-Inland-Mission in innere Verbindung zu kommen und die englische Sprache zu lernen. Dann sollten sie nach St. Christophona zurückkehren und von da die Ausreise nach China antreten. Die Pilgermission übernahm die Kosten für den Aufenthalt in England, wie für die Ausrüstung und die Reise nach China. Außerdem sendet die Pilgermission dem Vorstand der China-Inland-Mission alle Geldgaben, die für den Unterhalt der Pilgermissionare in China eingehen. Zwei hoffnungsvolle Brüder sind nach kurzer Zeit in China ums Leben gekommen, die Brüder Traub und Brauchli. Im Jahre 1908 waren im Christophona-Zweig der China-Inland-Mission drei Missionare, zwei Missionarsfrauen und eine Missionschwester tätig. Heute arbeiten vom Verband der Pilgermission fünf Brüder und vier Schwestern in China.

Freud und Leid in der Familie

Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock in deinem Hause, deine Kinder wie Olzweige um deinen Tisch her. Psalm 128, 3.

Gott hat Inspektor Rappard ein reiches häusliches Glück beschert. Seine Frau war seine treueste Gehilfin. Nach dem Einzug auf St. Christophona hatte sie zuerst wenige Pflichten und kam sich manchmal sogar überflüssig vor. Aber allmählich wuchsen ihre Aufgaben. Sie war die beste Helferin ihres Mannes in seinem Briefwechsel. Verstand sie doch trefflich deutsch, französisch und englisch zu sprechen und zu schreiben. Sie hielt ihm seine Akten in Ordnung, wenn er verreiste, und half ihm suchen, wenn ein Brief verlegt war. Es währte nicht lange, so übernahm sie die Hauskasse und schrieb die Dankbriefe für die eingegangenen Gaben. Später kam noch dazu die Leitung des Haushaltes, kurz sie wurde im vollen Sinne des Wortes Anstaltsmutter, an die sich jeder mit seinem Anliegen wandte. Sie half ihrem Manne auch bei seiner schriftstellerischen Arbeit, als er den „Glaubensweg“ und später den „Glaubensboten“ mit den Berichten über das Werk der Pilgermission herausgab. Kein Wunder, daß man sagte, Heinrich Rappard sei ohne seine Dora gar nicht zu denken. Am meisten schätzte er es mit Recht, daß sie so ganz eines Geistes mit ihm war, und daß er große und kleine Dinge mit ihr durchsprechen und durchbeten konnte. Mit welcher Liebe und Ehrerbietung, aber auch mit welchem heiligen Ernst er seiner Frau zugetan war, sehen wir aus späteren Briefen zum wiederkehrenden Hochzeitstage: „In großer Liebe gedenke ich Deiner heute. Der 28. November 1867 war ein Tag des Segens für uns und bleibt ein solcher bis hinein in das Reichs des Königs, in das neue Jerusalem, wo wir einst um der Gnade und der Erlösung willen mit unse-

rer ganzen Kinderſchar ſelig ſein werden von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich werde Deiner viel gedenken im Gebet, der Herr ſegne Dich bei Deiner Arbeit unter den Frauen im Tal der Wieſe und mich bei der Verkündigung des Evangeliums im Tal der Thur! Daß dieſer Tag uns beide in der Arbeit und um des Werkes des Herrn willen getrennt findet, erhöht ſeine Würde.“ Einige Jahre ſpäter ſchreibt er: „Wir ſind wohl heute glücklicher als vor 38 Jahren, jedenfalls näher dem Himmel, der Herr wird uns tragen bis zu dem ewigen Wiederſehen, wenn wir im Glauben bleiben.“

Zum vollen Eheſegen ſchenkte Gott den Eheleuten ein reiches Eltern Glück. Zehn Kinder wurden ihnen beſchert, vier Söhne und ſechs Töchter. Zwei Söhnlein ſind ihnen freilich ſchon früh entriſſen worden. Der Vater trug bewegten Herzens in die Familienbibel ein: „verſetzt in Jeſu Reich.“ Das tiefe Leid, das die Eltern überkam, empfanden ſie als eine Züchtigung vom Herrn, um ihre Herzen völliger an die Ewigkeit zu binden. In dem Hauſe Kirchheim, das ehemals Inſpektorat war, ſind die Kinder alle geboren. Die herrliche Natur draußen war ein Kinderparadies. Die Mutter hatte es freilich nicht leicht, denn ihr fiel vornehmlich die Erziehung der Kinder zu. Der Vater hatte wenig Zeit. Aber wenn er mit den Kindern zuſammen war, dann hingen ſie in großer Liebe an ihm und hatten ein Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins, das ſie in ſeiner Abweſenheit um ſo mehr vermißten. Bei Anlaß eines Abſchiedes hatten ihm einmal die Kleinen ein Lied gedichtet. Das ſang ſo an: „Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt, weil Papa fortgegangen iſt.“ Mit welcher Liebe der Vater ſeiner Kinder gedachte, das bewieſen auch die Briefe, die er ihnen von ſeinen Reiſen ſchrieb. So 3. B.

ein Brief vom 5. Oktober 1883: „Für jedes meiner acht Kinder will ich ein Wort schreiben, wie Gott es mir gibt.

Th(eodora). Freue dich in dem Herrn allewege und abermals sage ich: freue dich.

M(aria). Habe Jesus stets im Herzen und vor Augen.

E(mmy). Gedenke, was du empfangen hast und wachse darin.

A(ugust). Gehe frühe den Weg des Heils, deinem Vater und deiner Mutter nach.

H(einrich). Fange an im Glauben zu beten und du wirst erhört werden.

H(ildegard). Folge der guten Stimme deines Hirten in dir.

El(isabeth). Bete für deinen Vater und mache der Mutter Freude.

H(elen). Der Herr segne dich und behüte dich! Amen.

Der Heilige Geist sei in euch, meine lieben Kinder.“

Die Liebe des Vaters erfuhren die Kinder besonders in Notzeiten, bei Krankheit und sonstiger Anfechtung. So schreibt er zwei leidenden Töchtern: „Gott führe euch immer mehr ein in die Gemeinschaft mit ihm, daß ihr nicht nur wisset, ein Mensch könne auf das innigste und wahrhaftigste mit seinem Heiland verbunden sein, sondern daß ihr es wirklich erfahret und genießet. Die besten Güter kommen uns von ihm.“ Es war für die Eltern selbstverständlich, daß sie allen Fleiß darauf verwandten, den Kindern Gottes Wort nahe zu bringen und sie dem Heiland zuzuführen. Ganz besonders hat dazu auch die geistliche Musik beigetragen, die fleißig geübt wurde. Zu ihrer Freude durften die Eheleute es erleben, wie eins der Kinder nach dem andern zum lebendigen Glauben kam. Sorge hat ihnen zeitweilig ihr Sohn August gemacht, von dem sie hoff-

ten, er werde einst ein brauchbares Werkzeug in Gottes Hand werden. Er entwickelte sich gut und zeigte ein tiefes Gemüt und köstliche Gaben. In Neuenburg begann er nach Ablegung der Reifeprüfung seine theologischen Studien. Hier trat ihm der Herr nahe, offenbarte ihm sein sündliches Verderben und machte ihn der Vergebung der Sünden durch das Blut des Lammes gewiß. Das war den Eltern köstlich. Aber nun begannen erst die inneren Kämpfe, als er in Basel und später in Göttingen das theologische Studium fortsetzte. Daß er seinen Glauben festhielt, zeigt sein Wort: „Ich kann über mein Schreibpult sehen: Jesus liebt mich — das ist meine Dogmatik. Ich liebe Jesus — das ist meine Ethik.“ Auf einer Reise, die er in den Osterferien 1894 unternommen hatte, war er in Ulzen, einem Städtchen in der Lüneburger Heide, erkrankt in dem Hause eines lieben christlichen Arztes, dessen Sohn sein Freund war. Die sorgfältigste Pflege wurde ihm dort sofort zuteil. Dann reiste die Mutter hin und brachte ihn nach der Universitätsklinik in Göttingen. Nach achtwöchigem Leiden trat eine Wendung der Krankheit ein, die das Ernsteste befürchten ließ. Die Mutter machte ihn darauf aufmerksam. Einige Augenblicke blieb August ganz still. Dann sagte er mit ernstem Aufschlag seiner klaren blauen Augen und mit einem unbeschreiblich milden Lächeln: „Mutter, ich bin wieder ein kleines Kind und will mein Abendgebet beten: ‚Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd’ eingehn‘.“ Der Vater wurde telegraphisch herbeigerufen und blieb acht Tage bei dem Sohn. Auf seinen Wunsch sangen die Eltern ihm das schlichte geistliche Volkslied: „Gott ist die Liebe, läßt mich erlösen.“ Mit matter Stimme fiel er in tiefem Baßton mit ein. Dann mußte geschieden sein. Den Vater rief die Pflicht heim. Es

war eine überaus ernste Stunde. „Jesus bleibt“, sagte August, als er endlich des teuren Vaters Hand loslassen mußte. Nach des Vaters Abreise schien noch einmal eine Wendung zum Besseren zu kommen. Aber der Sohn gab die Antwort: „Ich steh in meines Herrn Hand.“ Kurze Zeit darauf entschlief er.

Die Erinnerung an den Schmerz, der die Eltern erfüllte, hat sie bis zu ihrem Ende nicht verlassen. Am Tage vor seinem Heimgang hat der Vater in einer Versammlung so erzählt: „Vor einer Reihe von Jahren lag mein Sohn August schwer krank darnieder. Ich fragte den Herrn: ‚Dürfen wir um seine Genesung bitten?‘ Ach, es ist nicht leicht, in bangen dunklen Stunden einen Weg zu gehen, der der Natur entgegen ist. Auf unser Seufzen: ‚Herr, was sollen wir machen? Wie sollen wir bitten?‘ gab der Herr die Antwort: ‚Überlasse ihn mir‘, und sein schwaches Kind sagte: ‚Ja Herr, ich überlasse ihn dir, und ich überlasse mich dir.‘ Da schwieg der Sturm, da legten sich die Wellen und Gottes Frieden erfüllte das Herz. Gott nahm meinen Sohn. Seine Wege sind heilig.“ Leidenszeiten sind Segenszeiten. Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; und hier gab es soviel zu danken.

Nicht vergessen sei zu erwähnen, daß im Jahre 1875 die geliebte Mutter des Inspektors oben auf dem Berge neben dem Hause Kirchheim sich ein Haus „Friedau“ bauen ließ, nachdem das Grundstück der Anstalt abgekauft war. Hier zog sie mit zwei ihrer Kinder ein, hier wurde sie von Kindern und Enkeln als die geliebte Großmutter geehrt und von den Anstaltsgenossen als ehrwürdige und bewährte Christin nicht selten in Anspruch genommen. Auch in diesem Hause kehrte das Leid ein, ein Sohn und eine Tochter wurden dahingerafft. Auch sie zeugten davon, daß der Herr auch im Tode getrost macht und die Gewißheit des ewigen Le-

bens schenkt. Als die Mutter im Jahre 1902 die Augen geschlossen hatte, betrauert von ihren Lieben und der ganzen Anstaltsgemeinde, wurde das Haus „Friedau“ von der Anstalt gekauft und zum Inspektorat gemacht.

Freud und Leid sind in „Kirchheim“ wie in „Friedau“ Gottes Boten gewesen, die willig aufgenommen wurden. War schon von Jugend auf die Sehnsucht nach der Vollendung in der oberen Heimat in den Herzen der Eheleute lebendig, diese Führungen haben sie immer kräftiger zu ihrem Herrn und Heiland gezogen und gelehrt, nach oben zu schauen.

Eben-Ezer

Da nahm Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen und hieß ihn Eben-Ezer und sprach: Bis hierher hat uns der Herr geholfen.
1. Sam. 7, 12.

Wer heute die Anstalt auf St. Christophona besucht, kommt an einer stattlichen Halle vorüber, über deren Eingang ein Stein die Inschrift trägt: „Eben-Ezer“. Es ist die Jubiläumshalle, im Jahre 1890 erbaut. Als Inspektor Rappard von Basel zurückkehrte und die Leitung der Anstalt wieder übernahm, stand das 50 jährige Jubiläum der Pilgermission bevor. Die Christophonabrüder hatten schon fünf Jahre früher die Anregung gegeben, daß eine solche Halle gebaut werden solle; denn, wenn das Wetter ungünstig war, kam man an den großen Festen — Mai-konferenz, Evangelistenkonferenz, Einsegnungsfeier — in Verlegenheit. Die aus der Schweiz und Deutschland herbeieilenden Freunde der Pilgermission konnten weder in dem Kirchlein noch in den übrigen Häusern entsprechende Unterkunft finden. Die ehemaligen Zöglinge machten sich auf Anfrage des Komitees stark dafür, die notwendigen Bau-

gelder aufzubringen. So wurde im Jahre 1889 der Bau begonnen und 1890 vollendet. Das 50jährige Jubiläum der Pilgermission wurde mit der Einweihung der Eben-Ezer-Halle verbunden. Sie ist an den Berg angebaut, tief unterkellert. Auf der einen Seite schreitet man zu ebener Erde in die große Bretterhalle hinein, die 2000 Menschen Raum gibt. Auf der unteren Seite aber sind massive Kellerräume, dann eine große Halle, um den Festgästen für Mittagbrot und Kaffee Raum zu bieten, und anschließend eine Reihe von Gastzimmern, die heute von den Brüdern der zweiten Klasse bewohnt werden. Die Zweckmäßigkeit des Baus hat sich bewährt. Es war eine große Festversammlung, die sich im Juli 1890 zusammenfand. Die befreundeten Werke der Schweiz grüßten die Pilgermission. Aus Deutschland waren die einstigen Schüler ebenso zahlreich herbeigekommen wie aus der Schweiz. Rappard verfaß eine kurzgefaßte Geschichte der Pilgermission. Der Grundton des ganzen Festes war: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!“ Unvergesslich hat sich den Teilnehmern das Wort des Oberstleutnants von Knobelsdorff, des Kämpfers gegen die Trunksucht, das er bei dieser Feier sprach, eingepägt: „So stolz ich ehemals gewesen bin, meinen Namen unter den Offizieren meines kaiserlichen Herrn zu sehen, so erfüllt es mich heute mit viel höherem Stolz, meinen Namen in der Liste der im Dienste des Herrn stehenden Christona-Brüder zu finden.“ Wer sich der geringen Anfänge erinnerte, konnte nicht anders als den Herrn zu preisen, der dies Missionswerk durch viel Not hindurchgebracht und auf die Höhe geführt hat. Daß dabei Rappard sein Werkzeug gewesen war, lag vor jedermanns Auge. Unter den Gebäuden, die den Besucher der Anstalt begrüßten, war das westlich vom Brüderhaus gelegene statt-

liche Ökonomiegebäude mit dem Werkstättenschuppen, im Jahre 1886 von Rappard erbaut worden. Das Jahr 1883 hatte fast unfreiwillig schon den Bau eines Industriegebäudes gebracht, das heute den Namen „Morgenrot“ führt. Das für Mutter Rappard erbaute Haus „Friedau“ ist schon erwähnt. Um diese Gebäude war die Anstalt unter Rappards Leitung gewachsen.

Ein zweites Eben-Ezer wurde auf St. Christophona gefeiert, als im Jahre 1904 Inspektor Rappard 40 Jahre im Dienste der Pilgermission gestanden hatte. Er selber hat dem keine besondere Bedeutung beigemessen. Er wurde durch die Feier überrascht. Am 6. September 1904 eröffnete der Posaunenchor der Brüder den Tag. Als er merkte, was ihm bevorstand, bedeckte er das Gesicht in seiner stillen Kammer mit den Händen und konnte nichts sagen als: „Ich schäme mich.“ Das war der Ausdruck seiner demütigen Stellung vor Gott. Als er zum Frühstück kam, fand er zu seiner Überraschung und Rührung seine Kinder vollzählig versammelt. Sie waren aus Deutschland und Frankreich und Afrika gekommen. Die Mitglieder des Komitees, Verwandte und Freunde, die Senioren der Arbeitsfelder der Pilgermission hatten sich eingestellt. Die Hausgemeinde fand sich zum Lobe Gottes zusammen. Rappard selber bezeugte: „Ein Gegenstand der Erbarmung Gottes zu sein, das sei seine größte Freude. Man fragt mich manchmal, warum mein Haar so früh weiß geworden sei. Ich weiß den Grund nicht anzugeben. Es wird wohl Familienanlage sein. Aber eines weiß ich: es ist nicht durch das Sorgen geschehen. Denn meine Sorgen habe ich stets auf den mächtigen Helfer und Erretter geworfen, und die von ihm aufgetragene Arbeit habe ich frei und dankbar tun können. Die 40 Dienstjahre sind ein Zeugnis dafür, daß ich einen guten Meister

habe.“ Das Festmahl wurde in der Eben-Ezer-Halle eingenommen. Dem Jubilar gegenüber prangte in großen Buchstaben das Wort: „Dein Alter sei wie deine Jugend.“ Am Nachmittag versammelte man sich im Freien unter den mächtigen Apfelbäumen vor dem Hause „Zu den Bergen“. Dieses Fest hat den jungen Brüdern Anschauungsunterricht davon gegeben, wie herrlich es ist, dem Herrn Jesus Christus zu dienen, auch wenn es zuweilen durch rauhe und dunkle Pfade hindurchgeht.

Das Haus „Zu den Bergen“ wurde vorhin erwähnt. Es gehört zu den Erweiterungen, die St. Christophona ihrem Inspektor Rappard verdankt. Schon im Jahre 1893 war die Zahl der Anstaltshäuser um ein Waschhaus vermehrt worden. Das Jahr 1899 nun aber brachte einen stattlichen Neubau, eben das „Haus zu den Bergen“. Es verdankte seinen Ursprung dem dringenden Wunsche des Inspektors, auch solchen Gemeindegliedern, die nicht die Absicht oder die Möglichkeit hatten, sich in den unmittelbaren Dienst des Reiches Gottes ganz berufen zu lassen, doch Gelegenheit zur Vertiefung in Gottes Wort zu geben. Es wurden also Bibelkurse für den Winter in Aussicht genommen, und im Sommer sollten die Räume für Erholungsbedürftige zur Verfügung stehen. Es war für Rappard eine herzliche Freude, daß das Haus unter Leitung seines Schwiegersohnes Friedrich Deiel und dessen Frau Emmengeb. Rappard sich trefflich entwickelte und viele anzog, die Ruhe für Leib und Seele suchten. Das Jahr 1901 hatte wiederum die Bauleute nach dem Berge geführt. Diesmal handelte es sich um die bauliche Erneuerung der schadhast gewordenen Kirche. Die Eigentümerin der Kirche, die Stadt Basel, trug die Kosten und tat noch mehr, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Seitdem wird die nach außen und innen erneuerte Kirche mit

desto größerer Freude den vielen Besuchern gezeigt. Im Jahre 1902 wurde die „Pilgerhütte“ weiter ausgebaut, so daß die Zahl der Insassen vermehrt werden konnte. Sie sollte ja nach Vater Spittlers Wunsch „Menschen, die vom Wege abgekommen waren, insbesondere gewesenen Trinkern, den Weg zu Jesus und damit in die Freiheit und in ein neues Leben weisen.“ Im Jahre 1905 wurde das Industriegebäude im Inneren umgewandelt. Die Buchdruckerei, die bis dahin von der Anstalt betrieben worden war und ihre Unterkunft zuletzt in diesem Gebäude hatte, wurde verkauft und von dem Käufer nach Basel verlegt. Die Buchdruckerei hatte wohl jahrelang der Anstalt Einnahmen gebracht; aber der Wettbewerb war immer schwieriger geworden, und geeignete Angestellte für die Arbeit auf der einsam gelegenen Bergeshöhe zu finden, wurde immer schwerer. Mit dem Umbau, der Raum für Lehrerfamilien und Brüder schuf, erhielt das Haus den Namen „Morgenrot“. Im Zusammenhang mit diesen Bauten sorgte Inspektor Rappard dafür, daß überall Zentralheizung angelegt wurde. Er äußerte sich gelegentlich dahin: „Wir glauben, es gehöre zur treuen Verwaltung, daß alles, was dem Herrn gehört auf dem Berge, in gutem Stand nach innen und außen erhalten werde. Freilich hat das Äußere wenig Wert im Vergleich mit dem inneren Geistesleben.“ Aber der Knecht Gottes wollte auch im geringsten treu sein und dachte wohl daran, daß die Zeit herannahe, wo er die Arbeit auf andre Schultern legen müsse.

Er erlebte noch ein drittes Eben-Ezer, bei dem er dem Herrn für seine Hilfe in der Ausrichtung aller Aufgaben, wie im persönlichen Leben danken konnte. Das war sein 70. Geburtstag. Am 26. Dezember 1907. Die auswärtigen Christonabrüder hatten sich ebenso wie seine Kinder darum bemüht, ihm zu diesem Tage viel Liebe zu er-

weisen. Von einer öffentlichen Feier hatte er abzusehen gebeten. In seinem Dankesbrief an die Brüder lesen wir u. a. folgende Worte: „Wichtig war mir der Spruch (von einem Bruder gesandt): ‚Deine Zeugnisse nehme ich mir zum ewigen Erbe; denn sie sind meines Herzens Wonne.‘ Christus ist das Wort und die Person des Wortes. Ich habe ihn sehr lieb und durfte vom Jahre 1862 an von ihm zeugen. Das war Gnade, verbunden mit vergebender und reinigender Liebe. Daß ich mit vermehrter Freude sein Zeuge sein darf im Alter, ist mir groß. Gern will ich noch arbeiten, solange er Kraft gibt, freue mich aber auch abzuschneiden und bei Christo zu sein. Mein Trost, das weiß er, ist sein teures vergossenes Blut. Ohne Reinigung durch dieses Blut komme ich nicht durch.“

Beim Rückblick auf sein vergangenes Arbeitsleben konnte er Gott auch dafür danken, daß er immer wieder gleichgesinnte Lehrer für die Bruderschaft gefunden habe, mit denen er in Einigkeit des Geistes arbeiten konnte. Ohne sie wäre es ihm ja nicht möglich gewesen, die viele auswärtige Arbeit zu tun. Auch wäre die innere Haltung der Bruderschaft vom Worte Gottes nicht so nachhaltig beeinflusst worden, wenn nicht die Lehrer alle das gleiche Ziel verfolgt hätten und im Gebet des Glaubens mit dem Inspektor verbunden gewesen wären. Niemand hat das williger anerkannt als Rappard selbst. Je älter er wurde, desto demütiger beugte er sich vor der Barmherzigkeit und Gnade Gottes. Er wurde immer reifer in der Schule des Meisters.

Die reife Ahre

Wenn sie aber ihre Frucht gebracht hat, so schiebt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da.

Mark. 4, 29.

Rappard hatte vom Herrn das Geschenk einer schier unverwüßlichen Arbeitskraft erhalten. Deswegen hat er nicht abgelassen, in der Anstalt zu wirken und auf Reisen zu gehen, auch nachdem er das Alter von 70 Jahren erreicht hatte. Viele staunten über seine Frische und Leistungsfähigkeit. Er sorgte aber dafür, daß das Werk fortgehe, auch wenn er nicht anwesend war. In der letzten Sitzung des Komitees, die er gehalten hat, wurde Herr Deiel, der bisherige Hausvater des Hauses „Zu den Bergen“ als theologischer Lehrer für das Brüderhaus berufen mit der besonderen Aufgabe, den Inspektor in seinen Abwesenheiten zu vertreten. Für das Haus „Zu den Bergen“ wurde Fräulein Maria Rappard als Hausmutter berufen. Das Haus sollte ein Erholungsheim bleiben, in den Wintermonaten jedoch als Heim einer Bibelschule für Schwestern dienen. Dieser Gedanke wurde von dem Inspektor besonders betont. Bei der letzten Brüdereinsiegung im Jahre 1909 war er von tiefem Ernst erfüllt: „Wir fühlen unsre Armut und Unwürdigkeit sehr, aber obwohl uns dieses Bewußtsein beugt, verzagen wir nicht, weil wir es dem Herrn sagen können.“ Rappard war etwas schmaler und bleicher geworden, stand aber frisch und freudig im Werk. Wenn man ihm nahe legte, seine Arbeit zu vermindern, so war die Antwort: „Ich will nicht selbst die Arbeit niederlegen, sondern auf die Führung Gottes warten. Ich habe einmal ein Pferd gesehen, das seines Wagens überdrüssig war und sich selbst ausspannen wollte; aber da gab es Wunden und Schläge und eine gebrochene Deichsel. Wenn der Meister ausspannt, dann geht's ganz leif' und

still.“ So ist es auch gekommen. Er hat ruhig fortgearbeitet und von dem Herrn Jesus Christus gezeugt, wohin man ihn auch rief. Seine letzte Predigt zu St. Christophona hielt er — ohne zu wissen, daß es die letzte war — am 5. September über das große Wort: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben“ (Röm. 1, 16). Er fühlte das Bedürfnis, sagte er, in Gegenwart auch der neu-
eingetretenen Brüder auf die Fundamente unseres Glaubens hinzuweisen und mit großer Freudigkeit verkündigte er das alte Evangelium, abschließend mit dem Siegeswort: Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Am 6. September eröffnete er den neuen Jahreskursus mit 103 Schülern und Gästen. Seiner Gattin sagte er in seiner kindlich frohen Weise: „Du mußt nicht denken, die Arbeit sei mir eine Last; ich freue mich Tag für Tag auf meine Lektion.“ Am Sonntag, dem 12. September, sprach er in Wädenswil am Zürichsee. Die Woche danach war die letzte auf St. Christophona. Am Freitag abend hielt er die Abendandacht, bei der die Brüder im Kirchenschiff stehend sangen:

Tag der Wonne für die Seinen,
Wenn nun Jesus wird erscheinen!
O wie können sie sich freuen,
Sch'n sie ihren Hirt, den treuen.
Selig, wer als Bürg' ihn kennet,
Ihn in Wahrheit Meister nennet!
Hört, wie er sie ehrend ruft:
Kommt, ihr frommen, treuen Knechte,
Kommt, ererbt des Vaters Reich!
Amen. Amen.

Alle Zuhörer waren ergriffen. Mit vielsagendem Blick schaute der Inspektor zu den Seinen herüber. Am Sonnabend fuhr er ab, um am 21. September in Hammerhütte bei Siegen in Westfalen bei einer Gemeinschaftskonferenz

zu dienen. Den Sonntag wollte er bei dem Prediger Herrmann in Gießen zubringen. Man feierte gerade das Erntedankfest. Er sprach über Psalm 103. Aus seiner Rede sind uns folgende Worte überliefert: „Der Herr hat über 70 Jahre für mich gesorgt. Es sind bald 50 Jahre, daß er mich berufen hat, das Evangelium von seiner Gnade zu verkündigen. Wenn ich zurückblicke, dann will ich mich am allerliebsten meiner Schwachheit rühmen. Denn es ist alles Gnade, lauter Gnade. Je älter ich werde, desto mehr erkenne ich, wie arm ich bin und wie töricht es ist, hochmütig zu sein . . . Ich wünsche ein junges Herz zu behalten. Ich will jung bleiben und im Dienste meines Heilandes stehen bis zum letzten Atemzuge . . . Ich habe mir vorgenommen, wenn ich einmal hinüberkomme, mich nach dem Engel umzusehen, der mich auf meiner 72 jährigen Pilgerreise begleitet und so treu beschützt hat, um ihm für seine treuen Dienste herzlich zu danken.“

Ewigkeitslust umwehte ihn schon seit Jahren. Bei dem Besuch eines seiner Brüder hatte er zu dessen schwerleiden-der, dem Tod entgegengehender Frau gesagt: „Auch bei Ihnen wird der Herr Neues schaffen, einen neuen Leib.“ Als er ihre Tränen bemerkte, fuhr er fort: „Was gibt es Herrlicheres als Ihn, Ihn zu sehen. Wenn der Herr jetzt zu mir sagte: ‚In zwei Stunden rufe ich dich ab‘, so würde ich sagen: ‚Herr, ich komme.‘“ Dann ergriff er die Hand des Bruders und sagte: „Ich würde sagen: Bruder, sage meiner Frau und unseren Kindern, daß ich Glauben gehalten habe. Die Trennung sei nur eine kurze. Sie sollen auch Glauben halten und dann folgt die Wiedervereinigung beim Herrn.“

In den letzten beiden Nächten in Gießen hatte er Herzbeklemmungen. Aber auf sein Gebet hin ließ es nach. Am letzten Tage sprach er über Römer 8. Seine letzten Worte

gingen dahin: „Gottes Ziel mit uns ist, daß wir gleich sein sollen dem Ebenbilde seines Sohnes (V. 29). Für unseren Verstand ist das unfasslich; doch dem Glauben ist es anbetungswürdig, daß Gott solch einen herrlichen Plan, ein solch hohes Ziel für uns hat. Ja, meine Lieben, was kann es herrlicheres geben, als dem Sohne Gottes gleich zu sein! Was wird das einmal sein vor Gottes Thron, wo alle Schwachheit weichen muß, wo die Schar der Gotteskinder, die vollendete Brautgemeinde, in himmlischem Schmuck vor dem Lamme Gottes stehen darf! Mögen wir alle zu dieser seligen Schar gelangen.“

Abends um 10 Uhr zog er sich zurück, am nächsten Morgen fand man ihn entschlafen in seinem Bette. Kein Leidenszug entstellte sein Antlitz. Der Herr hatte ihn abgerufen, am 21. September 1909.

Die Drahtnachricht: „Unser Vater Inspektor heimgegangen. Gestern herrlich gezeugt, in der Nacht sanft entschlafen“ drang wie ein Schwert durch die Herzen der Seinen. Nicht minder wurde die Anstaltsgemeinde ergriffen. Die Leiche wurde nach Riehen gebracht. Dort auf dem Friedhof steht sein Grabstein mit der Inschrift: „Sie haben überwunden durch des Lammes Blut.“ Daß bei seiner Beerdigung und nachher viele Zeugnisse der Verehrung, der Dankbarkeit und Liebe laut geworden sind, bedarf keiner besonderen Versicherung. Die einen hoben sein unererschütterliches Gottvertrauen, die andern sein freudiges Zeugnis von dem Herrn Jesus Christus hervor. Weiter wurde auf die Inbrunst und Zuversicht seiner Gebete hingewiesen. Es war nicht in seinem Sinn, viel Rühmens von ihm zu machen. Dr. Langmesser aus Davos, der ihm innerlich viel verdankte, hat geschrieben: „Der Adel seiner christlichen Gesinnung, die Freiheit eines wahren Gottesmenschen und die schöpferische Kraft eines Bahnbrechers im Reich Gottes

— sie wohnten harmonisch in Rappard und machten ihn zu einer jener seltenen Gestalten im Reiche Gottes, die herrschen, indem sie dienen, und ihr Leben im Dienste Jesu verzehren. Das Geheimnis aber der Kraft und des Erfolges Heinrich Rappards von Jugend an bis in sein Greisenalter lag in seinem völligen Glaubensgehorsam gegen seinen himmlischen Herrn und sein Wort.“

Er wollte nichts andres sein als ein treuer Zeuge und Jünger Jesu Christi.

Ausblick

Seine Blätter verwelken nicht, und was er macht,
das gerät wohl. Psalm 1, 3.

Vor seiner letzten Reise hatte Rappard seine Vertretung schon geordnet. Herr Deiel hatte die Leitung in der Hand, und das Komitee hat die Wahl Rappards bestätigt. Friedrich Deiel wurde Inspektor der Anstalt und hat sie im Geiste des Entschlafenen bis auf den heutigen Tag fortführen dürfen. Das Werk der Pilgermission stand bei Rappards Heimgang auf so gesunder Grundlage, daß das Wort des Psalmisten sich bewahrheitete: „Seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl“; auch wenn der bisherige Leiter selber nicht mehr wirken kann. Die Entwicklung sowohl der Anstalt als der auswärtigen Arbeiten nahm einen gesunden Fortgang.

Sehen wir zunächst auf die Anstalt. Das Haus „Zu den Bergen“ erhielt einen Anbau zur Herstellung eines Saales für die Bibelkurse und zur Vermehrung der Gastzimmer. Ein Stück weiter nach Osten wurde die Kaffeehalle „Waldrain“ gebaut, um den vielen Besuchern des schönen Berges und seiner herrlichen Aussicht eine Stätte

der Erquickung zu bieten und auch die Zahl der Gastzimmer für Erholungssuchende zu vermehren. Der stattlichste Bau aber erstand im neuen Brüderhause, das unter tatkräftiger Mithilfe der Bruderschaft erbaut wurde und nun einen besonderen Schmuck der Anstalt bildet. Man darf wohl sagen, daß alle notwendigen Baulichkeiten nun vorhanden sind. Die „Pilgerhütte“, die am Fuße des Christonaberges liegt, hat ihre Bestimmung verändert. Andre Gesellschaften und Häuser waren für die bisher verfolgten Zwecke entstanden. Nun wurde sie Heimat für die neubegründete Schwesternschaft von St. Christona, die Insp. Gußke und seine Frau als Hauseltern betreuen. Auch die Schwesternschaft hat sich erfreulich entwickelt und zählte Anfang 1936 schon 133 Glieder. Davon standen 101 im Dienst, 5 waren wegen Krankheit außer Dienst und 27 befanden sich noch in der Ausbildung. Die Zahl der von St. Christona ausgehenden Evangelisten und Missionare ist seit Rappards Heimgang stetig gestiegen. Wir vergleichen die Zahlen von 1908 mit 1936.

In der Schweiz	1908: 119	1936: 156
In Deutschland	228	400
In Nordamerika	198	84
In andern Ländern	63	104
Insgesamt	608	744

Man sieht, daß die amerikanischen Kirchengemeinden und Synoden der Hilfe aus Europa nicht mehr bedürfen. Dort Rückgang, sonst starke Zunahme.

Im Verband der Pilgermission, d. h. unter der Leitung des Komitees von St. Christona, standen 223 Brüder und 22 Schwestern. Auf die Länder verteilt, ergibt sich folgendes Bild:

Schweiz	68 Brüder und	8 Schwestern
Elfaß	9 Brüder und	2 Schwestern
Hessen	29 Brüder und	3 Schwestern
Baden	6 Brüder und	1 Schwester
Württemberg	5 Brüder und	1 Schwester
Saargebiet	12 Brüder und	2 Schwestern
Ost- und Westpreußen	80 Brüder	
Danzig und Litauen	9 Brüder	
Jugoslawien	1 Bruder	
China	4 Brüder und	5 Schwestern

223 Brüder und 22 Schwestern

Es liegt am Tage, daß das Wachstum der Pilgermission auch an die Leitung ständig vermehrte Anforderungen stellte. Es ist daher in neuester Zeit die Ordnung getroffen, daß für Ostdeutschland und Süddeutschland je ein Inspektor eingesetzt wurde, ebenso ein Inspektor für die Schweiz. Der bisherige Inspektor sollte die Gesamtleitung behalten und nun Direktor heißen. Auch für die ins Große gewachsene Arbeit gilt, was seinerzeit Rappard geschrieben hatte:

„Dier Stücke sind es, die zur Weiterführung des Werkes nötig sind und die wir täglich erbitten müssen:

1. Gottes Gnade, damit wir alle richtig stehen zu ihm und seinen Segen empfangen.
2. Die nötige Anzahl Anmeldungen von Jünglingen, die bekehrt und zum Dienst des Herrn berufen sind.
3. Geöffnete Türen und Arbeitsfelder für die Brüder, die ihren vierjährigen Kursus vollendet haben.
4. Unser täglich Brot, sowohl für die Anstaltsfamilie, mit allen ihren Bedürfnissen, als auch für die im Verband der Pilgermission stehenden Brüder auf den Arbeitsfeldern.“

„Diese Abhängigkeit vom Herrn ist nicht nur eine Glaubens- und Ehrenstellung, sondern auch eine heilsame Zucht. Viele Knechte Jesu haben es mit Anbetung bezeugt, daß es für ihr geistliches Leben ein Bewahrungs- und Förderungsmittel ganz besonderer Art gewesen sei, Tag für Tag, Gelegenheit für Gelegenheit das Nötige auch für das äußere Durchkommen von dem Vater im Himmel zu erbitten und zu empfangen. Wer auf den Herrn harret, der wird nicht zu Schanden werden.“

In diesem Geist wird auch heut die Anstalt auf St. Chrischona und ihre Pilgermission geleitet. So soll es in Zukunft bleiben. Der Segen des Herrn wird dann nicht fehlen.

WERTVOLLE LEBENSBLDER

Im Kreuz hoffe und siege ich Lebenserinnerungen von **Ada v. Krusenstjerna**, geborene Fürstin Barclay de Tolly-Weymarn

6. Auflage, 243 Seiten, Halbkork DM 6.50

Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge Jesu im Glanz des alten Rußland, im Dienste der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt. Lic. Th. Brandt

Johann Christoph Blumhardt Von **Friedrich Zündel** +

15. Auflage (67.—69. Tausend), 330 Seiten, Ganzleinen DM 9.50

Das Lebensbild eines Mannes, der wie kein anderer dazu berufen ist, uns in der innersten Not zu Hilfe zu kommen. Der Hauptgewinn, den der Leser von der Lektüre dieses Buches haben wird, ist der, daß er von der Realität der oberen Welt und ihrem Hereingreifen in diese unsere Welt einen überwältigenden Eindruck bekommt. („Evangel. Werte“)

Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem **Dienst am Evangelium**

Von **D. Walter Michaelis**

2., durchgesehene und erweiterte Auflage, 207 Seiten, Halbleinen DM 5.80

Das Buch ist einerseits weniger als eine Selbstbiographie, andererseits sehr viel mehr, nämlich ein Beitrag zur Kirchengeschichte etwa der letzten 80 Jahre. Das Thema dieses Lebens und dieses Buches ist das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft, für deren positives Verhältnis zueinander Walter Michaelis, der langjährige Vorsitzende des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, sich einsetzte. („Buchberater“)

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat
Von **Emmy Vefel-Rappard**

9. Aufl. (66.—71. Tsd.), 308 Seiten, Halbkork DM 7.—, Ganzleinen DM 7.50

Dieses vielgelesene Lebensbild, mit viel Liebe einst von der Hand der Tochter geschrieben, schildert den Lebensweg der Bischofstochter von Jerusalem, deren Hauptwirkungsstätte dann St. Chrischona bei Basel wurde. Der Leser begegnet einer edlen Frau voller Innerlichkeit, Herzengüte und Mütterlichkeit. („Für Arbeit und Besinnung“)

Lichte Spuren

Erinnerungen aus meinem Leben / Von Dora Rappard

9. Auflage (40.—44. Tausend), ca. 250 Seiten, Ganzleinen DM 7.50

Dora Rappard war eine wirkliche Mutter in Christo. Ihre Lieder erklingen noch heute in den Kreisen der Stillen im Lande. Hier erzählt sie selbst aus ihrem reichbewegten und gesegneten Leben.

Brunnen-Verlag GmbH., · Gießen / Basel

BUCHER VON OTTO FUNCKE

Die Fußspuren Gottes in meinem Lebensweg

Neubearbeitet von Friedrich Seebaß

28. Auflage (86.—89. Tausend). 312 Seiten.
Halbleinen DM 8.50 · Halbleder DM 9.50

Dies Buch gehört zweifellos zu den wenigen, die weit über die Zeit ihrer Entstehung hinaus auch heute noch etwas zu sagen haben. Und weil das Ganze in naturhaft sprudelnder Frische und Echtheit geschrieben ist, trifft es den Leser mit der überführenden Kraft der Wahrheit, die sich selbst bezeugt. Sup. Lic. Th. Brandt

Der Weg nach Hause

Geschichten und Gedanken

15.—18. Tausend, 189 Seiten, Ganzleinen DM 6.50

Mit Otto Funcke auf Reisen

Erlebte Geschichten daheim und draußen

27.—31. Tausend, 168 Seiten, Halbleinen DM 4.80

Wie man glücklich wird und glücklich macht

Geschichten und Erfahrungen

37.—43. Tausend, 160 Seiten, Halbleinen DM 4.80

Vademecum für junge und alte Eheleute

22.—24. Tausend, 335 Seiten, Ganzleinen DM 8.—

Funckes Werke haben einen bleibenden Wert. Sie sind in vielen Hunderttausenden von Exemplaren erschienen und in sieben Sprachen übersetzt. Aus reicher seelsorgerischer Erfahrung, mit viel Menschenkenntnis und köstlichem Humor zeigt der Verfasser seine Kunst, im Plaudern das Tiefste zu sagen. Die Sprache ist lebendig und fesselnd. Funckes Bücher gehören zweifellos zu den besten der christlichen Literatur.

Brunnen-Verlag GmbH., · Gießen / Basel

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh.** Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Ernst Senf. 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von Wilhelm Busch. 76 S.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt.** Von Alo Münch. 96 S.
- 4 **Carl Hilty.** Ein Freund Gottes. Von Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk und Werkzeug. Von Ernst Bunke. 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von Marg. Wurmb v. Zink. 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius.** Der Wandsbeker Bote. Von Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evangelischen Christenheit. V. Friedr. Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tiele-Winckler.** Die Mutter der Vereinsamten. Von Alfred Roth. 80 S.
- 16/17 **D. Otto Funcke.** Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- 20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Frelin von Seckendorff-Gutend.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinr. Petri. 80 S.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Arno Pagel. 104 S.
- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. 96 S.
- 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. V. Friedrich Seebaß. 104 S.

Band

- 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi.** Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis.** Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von Otto Eberhard. 88 S.
- 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von F. Rudersdorf. 80 S.
- 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von Ernst Bunke. 96 S.
- 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Ein Wandersmann Gottes. Von Alfred Hauge. 112 S.
- 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von Anna Katterfeld und Wilhelm Ilgenstein. 112 S.
- 48 **Dwight L. Moody.** Vom Kaufmann zum Evangelisten. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 49/50 **Friedrich Christoph Oetinger.** Denker und Seelsorger. Von Friedrich Seebaß. 96 S.
- 51/52 **Karl Büchsel.** Aus „Erinnerungen und Erfahrungen eines Landgeistlichen.“ Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 53/54 **Peter Weber.** Was eine kleine Kraft vermag. Von Johannes Weber. 104 S.
- 55/56 **Minna Popken.** Eine Ärztin unter Christus. Von Hans Bruns. 96 S.
- 57/58 **Ernst Modersohn.** Ein ausgewähltes Werkzeug Gottes. Von Hans Bruns. 96 S.
- 59/60 **Alfred Christlieb.** Beter und Schriftforscher. Von Arno Pagel. 112 S.